



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Der Stellenwert des Dialekts in den Vorarlberger
Medien“

Verfasserin

Monika Dlugokecki

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A332

Studienrichtung lt. Studienblatt: Deutsche Philologie

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Hermann Scheuringer

Ein dankendes Vorwort ...

... möchte ich all jenen widmen, die mich während der nicht immer einfachen Phasen meiner Diplomarbeit unterstützt und inspiriert haben.

Allen voran möchte ich Stefan Krobath für seine Hilfe danken, Kontakte zu den Medienleuten herzustellen. Ohne deine Hilfe hätte ich noch ein Semester länger gebraucht. Natürlich habe ich auch deinen guten und vor allem intelligenten sowie fachmännischen (Medien-) Rat sehr geschätzt.

Meinem Betreuer, Herrn Professor Hermann Scheuringer, möchte ich dafür danken, dass er mir meine Freiheiten zu diesem Thema gelassen und mich durch sein Fachwissen unterstützt hat, wann immer ich Fragen hatte.

Meinen Eltern möchte ich für die Unterstützung während meines gesamten Studiums danken.

Ein ganz besonderer Dank gilt all jenen Journalisten, die sich – teilweise sehr spontan – für ein Interview bereit erklärt und mir damit meine Arbeit ermöglicht haben.

Danke auch an meine Freunde, die immer ein Ohr für mich und meine Problemchen hatten und geduldig zugehört haben.

Inhalt

1. Einleitung	6
1.1. Aufbau	8
2. Einführung – Der Dialekt	9
2.1. Sprache als heterogenes Kommunikationsmittel	10
2.1.1. Gesprochene Sprache vs. Geschriebene Sprache	12
2.2. Definitionsproblematik: Mundart und Dialekt	13
3. Der Vorarlberger Dialekt	14
3.1. Die Sprachgeschichte Vorarlbergs	14
3.2. Die sprachlichen Merkmale des Vorarlberger Dialekts	14
3.2.1. Südvorarlberg	14
3.2.2. Nordvorarlberg	15
3.3. Die Mundarten	15
3.3.1. Die Unterteilung der Mundarten	16
3.3.2. Das Montafon	16
3.3.2.1. Zur Geschichte	16
3.3.2.2. Die Mundart im Montafon	17
3.3.3. Der Innerwald	17
3.3.3.1. Zur Geschichte	18
3.3.3.2. Die Mundarten im Innerwald	18
3.3.4. Der Vorderwald	18
3.3.4.1. Zur Geschichte	18
3.3.4.2. Die Mundart im Vorderwald	19
4. Dialekt als Identitätsgefühl	20
4.1. Sprachidentität	20
4.2. Allgemeine Definition: Medien, Sprache	21
4.3. Der Sprachgebrauch heute	23
4.3.1. Vergleich: Dialekt und gesprochene Hochsprache	23
4.4. Vermittelte Identität durch Medien	25
4.4.1. Identität durch die Radiosprache	25
4.4.2. Identität durch die Zeitungssprache	27
4.4.3. Identität durch die Fernsehsprache	29
5. Die Mediensituation in Vorarlberg	30

5.1. Das Fernsehen	31
5.2. Das Radio	31
5.3. Die Zeitung	32
<u>6. Der Sprachgebrauch in den Vorarlberger Medien</u>	<u>33</u>
6.1. Mediensprache allgemein	33
6.2. Der Dialekt in den Vorarlberger Medien	33
6.2.1. „Grüß Gott in Vorarlberg“	33
6.2.2. „Nochejassar“	34
6.3. Radio Vorarlberg startet eine Offensive	40
6.3.1. Das Projekt	40
6.3.2. Die Motivation	41
6.3.3. Ziele des Projekts	41
6.4. „Kurt Kicker“	42
6.5. „Mensch Moser“	44
6.5.1. Beispiele aus der Sendung	45
6.6. Die Vorarlberger Zeitungen als Identitätsvermittler	46
<u>7. Exkurs: Die Sprachidentität in der Deutschschweiz</u>	<u>48</u>
7.1. Mediensprache in der Deutschschweiz	49
7.1.1. Die Sprache im Fernsehen	52
7.1.2. Vergleich des Gebrauchs der Dialekte in den Printmedien	54
<u>8. Umfrage</u>	<u>59</u>
8.1. Das Ergebnis	64
8.2. Zusammenfassung	69
<u>9. Interviews mit Journalisten</u>	<u>71</u>
9.1. Zusammenfassung	80
<u>10. Zusammenfassung</u>	<u>82</u>
<u>11. Literaturverzeichnis</u>	<u>86</u>
<u>12. Kurzzusammenfassung (Abstract)</u>	<u>94</u>

13. Anhang	95
Interviews mit den Journalisten	95
Zeitungsbeispiele	114
Lebenslauf	146

1. Einleitung

Inwieweit hat die Sprache Einfluss auf die Medien? Wie hoch ist der Stellenwert des Dialekts? Diese Fragen haben mich während meines Studiums sowie meiner Praktika bei Printmedien beschäftigt.

Als ich aus persönlichen Gründen immer öfter in Vorarlberg war und dort auf das Russ „Imperium“ gestoßen bin, habe ich angefangen, die Vorarlberger Nachrichten besonders aufmerksam zu lesen und mich hie und da über den Gebrauch eines Dialektwortes in den Printmedien gewundert. Es ist eine wichtige Regel im Journalismus, Zitate immer im O-Ton zu erhalten. „[...] Für den Gesprächspartner typische Aussagen müssen unbedingt im O-Ton erhalten bleiben“, schreibt Hans-Joachim Schlüter.¹ Aber gilt diese Regel auch für den Dialekt? Sowohl dieser Frage als auch jener nach unterbewussten Dialektausdrücken wird in dieser Arbeit nachgegangen.

Die Begeisterung der Vorarlberger für das tägliche TV-Sendungs-Format „Vorarlberg heute“ hat mich ebenfalls fasziniert und so habe ich angefangen, mir zu überlegen, ob diese Begeisterung vielleicht daran liegen könnte, dass durch die dort verwendeten dialektalen Sprachfragmente das Identitätsgefühl der Zuseher gesteigert wird. Oder liegt es doch hauptsächlich an den Inhalten und es wäre ausreichend, sich auf regionale Themen zu begrenzen?

Früher galt das Hochdeutsch als Mediensprache. Heute versuchen vor allem Radiosender, sich ihren Hörern dadurch anzupassen, indem sie ihre Sendungen in jener Sprache abhalten, die näher an ihrem Publikum liegt – dem Dialekt. Inwieweit dieser bewusst eingesetzt wird oder ob das Code-Switching nur ein unbewusster Prozess ist, wird in dieser Arbeit näher untersucht.

Im Vergleich zu Vorarlberg ist die Deutschschweiz sprachlich sehr regional gebunden und bringt im Fernsehen und Radio fast nur Sendungen im Dialekt. Um den Unterschied aufzuzeigen, wird die Sprache in den Schweizer Medien mit der in den Vorarlberger Medien

¹ Schlüter, Hans-Joachim: Zeitungs-Journalismus: Darstellungsformen. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S.143-144.

verglichen und gezeigt, inwieweit der Stellenwert des Dialekts in den beiden Ländern divergiert. Hierzu werden einzelne Fernseh-Sendungen aus dem Deutschschweizer-Raum gewählt und auf die Häufigkeit des Einsatzes von Dialekt untersucht. Um den Vergleich des Stellenwerts zwischen Vorarlberg und der Deutschschweiz durchzuführen, werden die „Neue Zürcher Zeitung“ und die „Vorarlberger Nachrichten“ herangezogen.

Ziel der Arbeit sind die genaue Untersuchung der Vorarlberger Medien im Print-, Fernseh- und Radiobereich sowie das Aufzeigen des Stellenwerts der Dialekte in den Medien. Hierzu werden mehrere Interviews mit Journalisten sowie eine Umfrage mit Probanden durchgeführt.

Es werden gezielt Fragen zum Sprachgebrauch gestellt – sowohl während der Moderation als auch im Gespräch mit Hörern sowie Interviewpartnern. Hiernach kommt es zur Auswertung der Antworten.

Auch die Probanden – allesamt aus Vorarlberg stammend und zum größten Teil in Vorarlberg lebend - werden mit der Frage nach Sprache und Identität sowie den Einfluss des Dialekts auf die Vorarlberger Medien angesprochen.

Als Ergebnis dieser Arbeit soll aufgezeigt werden, wie sich die sprachliche Tendenz in den Vorarlberger Medien heutzutage verändert und inwieweit der Gebrauch des Dialekts vorhanden ist. Wächst der Stellenwert, und wenn ja, was sind die Ursachen dafür? Ist es die immer weiter steigende Konkurrenz, deretwegen man sich über neue Strategien bezüglich der Gewinnung weiterer Leser/Hörer/Zuseher Gedanken macht, oder möchte man einfach vom „steifen“ Schriftdeutsch übergehen zum identitätsnahen Dialekt?

Aufbau

Die Arbeit ist in mehrere Teile gegliedert. Zum einen geht es darum, den Vorarlberger Dialekt zu definieren und anhand einiger Beispiele die Besonderheiten aufzuzeigen, zum anderen die Sprache im Allgemeinen auf ihren identitätsstiftenden Aspekt zu untersuchen. Inwieweit hat sich der Sprachgebrauch in den Medien verändert und wie wird Identität in den verschiedenen Medienbereichen übermittelt?

Vorarlberg besitzt – als zweitkleinstes Bundesland – eine beachtliche Medienlandschaft. Das Medienhaus mit Sitz in Schwarzach beherrscht zumindest den Printbereich und umfasst sieben Zeitungen und Zeitschriften sowie einen Radiosender – Antenne Vorarlberg.

Der praktische Teil beschäftigt sich mit den verschiedenen Sendungen in Radio und Fernsehen sowie einer täglichen Dialekt-Kolumne der VN. Sechs unterschiedliche Formate beziehungsweise Zeitungskolumnen wurden hervorgehoben und auf deren Sprachgebrauch untersucht.

Um einen Vergleich zu bringen, wurde die Deutschschweiz gewählt und auf deren Mediensprache untersucht. Die Neue Zürcher Zeitung wurde mit den Vorarlberger Nachrichten verglichen und anhand einiger Artikel aus den Ressorts „Lokales“ und „Kultur“ auf sprachliche Merkmale hin überprüft.

Die Umfrage, in der 30 Probanden 20 Fragen zum Thema „Identität“, „Dialekt“, „Regionale Sendungen“ und deren Einstellung zum Dialekt gestellt bekamen, rundet den praktischen Teil ab. Im letzten Kapitel werden die Interviews mit Journalisten aus Print, Fernsehen und Radio ausgewertet.

2. Einführung – Der Dialekt

Sprache ist also das soziale Faktum par excellence, das Ergebnis von sozialem Kontakt. Sie ist zu einem der stärksten Bänder geworden, die Gesellschaften zusammenhalten, und sie verdankt ihre Entwicklung der Existenz der sozialen Gruppe.²

Laut Ulrich Ammon liegt der Begriff „Dialekt“ überhaupt nicht vor. Vielmehr kann man seiner Forschung nach von „deutschen Dialekten“ beziehungsweise synonym auch von „Dialekten der deutschen Sprache“ sprechen.³ Nach William Labov wird eine Sprachgemeinschaft dadurch begründet, dass ihre Mitglieder zwar nicht dieselben Sprachen und Varietäten sprechen, aber die Wertvorstellungen und Einstellungen über die Summe der lokalen Sprachen und Varietäten teilen.⁴ Der Dialekt setzt eine Zweisprachigkeit voraus, die historisch, politisch oder linguistisch eine gemeinsame Basis hat, meint Werner Besch.⁵ Der Vorarlberger Dialekt unterscheidet sich am markantesten von den restlichen österreichischen Dialekten.

Vorarlberg gehört als einziges Bundesland Österreichs zum alemannischen Dialektverband. Obwohl einige alemannische Sprachmerkmale ins bairische Tirol dringen, ist es umgekehrt nicht so, dass bairische Erscheinungen in den Vorarlberger Raum dringen. Somit kann man sagen, dass Tirol als Dialektgrenze angesehen werden kann. Ganz anders sieht es mit der österreichisch-schweizerischen Grenze aus. In Vorarlberg herrscht eine stärkere Diglossiesituation⁶. Durch den dominierenden Mundart-Gebrauch müssen sich die Sprecher situationsbedingt an die jeweilige Sprechsituation anpassen. Im privaten Bereich wird im Raum Vorarlberg fast nur Mundart gesprochen. Der Dialekt gilt als Identitätszeichen unter den Vorarlbergern. Nach eigenen Beobachtungen wird beim Kennen lernen häufig die Frage: „Aus welchem Teil Vorarlbergs kommst du?“ gestellt. Danach versucht man, sich mit der Person durch markante Sprachbeispiele zu identifizieren. Mir ist aufgefallen, dass, wenn

² Vgl. Labov (1976), S 97.

³ vgl. Mattheier /Wiesinger (1994), S. 369-370.

⁴Vgl Betten, Anne: 1945 oder die neue Sprache? Überprüfung einer Zäsur nach 50 Jahren. In: Wiesinger (2000), S. 211.

⁵ Vgl. Besch (1983).

⁶ In einer Sprachgemeinschaft werden zwei Formen der gleichen Sprache verwendet, eine hochsprachliche und eine volkssprachliche, und jede Sprachform hat unterschiedliche Geltungsbereiche.

Vorarlberger über eine Person sprechen (die auch aus demselben Bundesland stammt), immer erwähnt werden „muss“, dass eben diese Person auch Vorarlberger Wurzeln besitzt.⁷

Geschichtlich gesehen verselbstständigt sich Vorarlberg ebenfalls: 1918 löste Vorarlberg seine Verwaltung von jener Tirols und wurde ein selbstständiges Bundesland mit eigener Landesregierung. 1919/20 wollte eine starke Bewegung den Anschluss des Landes an die Schweiz durchsetzen.

Das Land Vorarlberg ist das einzige Bundesland, welches sich als „Staat“ bezeichnet.

Einen Bayern oder einen Österreicher erkennt man gleich an der Art seiner Standardsprache, dessen Intonation und grammatischen Formen. Auch die Hochsprache der Vorarlberger ist sehr markant. Sie neigen zur Hyperkorrektheit, ein Phänomen, das auch mit der Schweiz vergleichbar ist. Die Vorarlberger werden scherzhaft „Gsi-Berger“ genannt. Auch reichen die Verständnisschwierigkeiten so weit, dass in deutschen, aber auch österreichischen Fernsehbeiträgen Vorarlberger oft schriftdeutsch untertitelt werden. Die Vorarlberger nehmen es mit Humor und verwenden folgendes Sprichwort: „Was Gott durch den Arlberg schuf, soll die Menschheit nicht durch einen Tunnel trennen.“⁸

2.1. Sprache als heterogenes Kommunikationsmittel⁹

Jede natürliche, lebende Sprache ist heterogen. Das heißt, dass hinter einem Sprachsystem verschiedene Ausprägungen stehen. Sind diese Varietäten geographisch bedingt, so spricht man von Dialekten oder diatopischen Ausprägungen.¹⁰ Kommen diese Unterschiede an demselben Ort vor, so nennt man diese Erscheinung sozialschichtenspezifische oder diastratische Sprachverwendung. Diaphasische Unterschiede können ebenfalls an ein und demselben Ort auftreten, indem man sich der jeweiligen Sprechsituation anpasst. Zum Beispiel spricht man mit einem Lehrer anders als mit der Schwester.¹¹

⁷ Besonders in Wien leben und arbeiten viele Vorarlberger. Man sagt auch „Wien sei das Zentrum der Vorarlberger“.

⁸ Gemeint ist der Arlbergtunnel, der nach Vorarlberg führt. Hierzu wurde der Tunnel durch den Arlberg gegraben.

⁹ vgl. Ernst (2004), S. 271-273.

¹⁰ vgl. Ernst (2004), S. 271.

¹¹ vgl. Ernst (2004), S. 272.

Jedes Individuum hat nun einen eigenen Sprachbesitz, man nennt das Idiolekt. Die Sprache einer Gemeinschaft kann man somit als Gesamtheit der Idiolekte bezeichnen.¹² Eine Sprachgemeinschaft verfügt über verschiedene Abstufungen und Hierarchien. Somit kann man annehmen, dass die Sprecher derselben Gruppen über ein ähnliches Sprachverhalten verfügen. Hierbei spricht man vom Soziolekt. Dialekte, Idiolekte und Soziolekte gehen ineinander über. Basil Bernstein¹³ untersuchte in den 50er Jahren das Sprachverhalten englischer Schulkinder. Er teilte diese in die „Unterschicht“ und „gehobene Mittelschicht“ ein. Die Einteilung erfolgte nach der Schulbildung und den Berufen der Eltern. Bernstein stellte fest, dass ein unterschiedlicher Sprachgebrauch der Sprache vorherrschte. Er bezeichnete diese sprachlichen Unterschiede mit „Kodes“. Bernstein unterschied zwischen dem „elaborierten Kode“ (Oberschicht) und dem „restringierten Kode“ (Unterschicht).¹⁴ Daraus formulierte Bernstein seine Defizit-Hypothese:

Die Angehörigen unterschiedlicher Sozialschichten derselben Sprachgemeinschaft unterscheiden sich aufgrund ihres unterschiedlichen Sprachgebrauchs, hinsichtlich ihres Wahrnehmungsvermögens und ihres Denkens. Das Sprachverhalten der Oberschicht hat bei ihren Angehörigen besser ausgebildete kognitive Fähigkeiten zur Folge als bei Vertretern der Unterschicht und damit bessere berufliche, soziale und wirtschaftliche Chancen. Die Angehörigen der Unterschicht haben wegen ihres eingeschränkten Sprachverhaltens ein Defizit gegenüber den Mitgliedern der Oberschicht.¹⁵

Diese Hypothese stieß in den 70er Jahren auf hohe Resonanz und in der Folge schrieb man den Angehörigen der Unterschicht geringere Intelligenzleistungen zu. Da man mit dem Dialekt den restringierten Kode gleichsetzte, versuchte man zu dieser Zeit die Standardsprache erhöht zu fördern.¹⁶

Die Defizit Hypothese wird heutzutage abgelehnt. William Labov widersetzte sich dieser und formulierte eine Differenz Hypothese, die lautet:

„Der restringierte Code kann ebensoviel ausdrücken wie der elaborierte, nur mit anderen Mitteln.“¹⁷ Heinrich Löffler meint, dass jeder Versuch, Sprachvarietäten zu unterteilen, letztendlich immer unzureichend sei, da die Übergänge fließend seien. Am wichtigsten ist die Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Diese werden von sechs Großbereichen („Lekten“) gebildet, die sich nach dem Medium („Mediolekte“), der Funktion

¹² vgl. Ernst (2004), S. 272.

¹³ Anmk.: Britischer Soziologe (1924-2000).

¹⁴ Ernst (2004), S. 273.

¹⁵ Ernst (2004), S. 275.

¹⁶ vgl. Ernst (2004), S. 276.

¹⁷ . Ernst (2004), S. 276.

(„Funktiolekte“), der räumlichen Verteilung („Dialekte“), der Gruppenverwendung („Soziolekte“), nach Geschlecht und / oder Alter („Sexolekte“, „Gerondolekte“) sowie nach der Situation („Situolekte“) unterscheiden.¹⁸ Jeder Mensch verfügt somit über verschiedene Varietäten, zwischen denen er, je nach Situation, wechseln kann (Code-Switching).

2.1.1 Gesprochene Sprache vs. Geschriebene Sprache¹⁹

„In den Artikeln über gesprochenes und geschriebenes Deutsch sowie die Rolle der Dialekte und der Umgangssprachen nennen Löffler und Mihm als markanteste Veränderungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Nivellierung bisheriger sprachgeographischer Grenzen und die Herausbildung einer unüberschaubaren Zahl neuer Umgangsvarietäten, die weniger geographisch als vielmehr pragmatisch und sozial definiert sind.“²⁰

In den Medien wird nun das Hochdeutsch als Standardsprache verwendet. Dieses richtet sich nach der geschriebenen Sprache, welche laut Duden das Sprachbewusstsein prägt.²¹ Dafür werden drei Gründe genannt, wobei der dritte Punkt den entscheidendsten für diese Arbeit darstellt. Erstens richten die bei der Textproduktion auftretenden Probleme das Bewusstsein stark auf die Strukturen und Eigenschaften der geschriebenen Sprache. Der automatische Charakter des Sprechens bewirkt, dass gesprochene Sprache nicht in gleicher Weise ins Zentrum der Aufmerksamkeit und des Sprachbewusstseins rückt.

Zweitens sind die Anschaubarkeit und die Dauerhaftigkeit von Texten Grundlage für ihre materielle Gegebenheit. Im Unterschied zur Flüchtigkeit der gesprochenen Sprache.

Drittens – und das ist der relevanteste Punkt – wird die geschriebene Sprache als gesellschaftlich wichtiger angesehen. So besitzt die Schriftsprache in der schulischen Erziehung eindeutig den Vorrang. So betrachtet ist das schriftsprachlich dominierte Sprachbewusstsein die Grundlage für das Verständnis von gesprochener Sprache.

¹⁸ . Ernst (2004), S. 280.

¹⁹ Vgl. Duden (2005) , S. 1176-1177.

²⁰ Betten (2000), S. 140.

²¹ Duden (2005), S. 1176-1177.

2.2. Definitionsproblematik: Mundart und Dialekt

Die Definition laut Hadumod Bußmann im „Lexikon der Sprachwissenschaft“ lautet: „die im Umgang gesprochene Sprache“. ²² Die Bezeichnung Dialekt wird meist synonym verwendet mit „Mundart“. Jacob Grimm hatte 1848 versucht, die Begriffe „Mundart“ und „Dialekt“ zu trennen, indem „Dialekt“ als Oberbegriff und „Mundart“ als Ordnungseinheit dienen sollte. Dies hat sich jedoch nicht durchgesetzt. Die Mundart ist die älteste regionale Varietät. ²³²⁴ Schmidt definiert Mundart weiters: „Sie [Die Mundart, Anm.] ist ein regional, sozial und funktional relativ begrenztes Kommunikationsmittel und territorial vielfältig differenziert.“ ²⁵ Als Kommunikationsmittel haben die Mundarten seit der Standardsprache immer mehr an Wert verloren. Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Ortsdialekte noch „die am weitesten verbreitete sprechsprachliche Varietät.“ ²⁶

In dieser Arbeit wird nun untersucht, inwieweit der Dialekt wieder Stellung einnimmt in den Vorarlberger Medien. Wurde anfangs die Standardsprache favorisiert, ist man heute bemüht, den Dialekt wieder verstärkt einzubringen. Mehr dazu in den folgenden Kapiteln.

²² Bußmann (1990), S. 177.

²³ Vgl. Schmidt (2004), S. 160-161.

²⁴ Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts veränderten sich infolge der gewachsenen Bildungsmöglichkeiten die Beziehungen zwischen den Mundarten, Umgangssprachen und Standardsprache. (Vgl. Schmidt (2004), S. 160)

²⁵ Schmidt (2004), S. 160.

²⁶ Schmidt (2004), S. 161.

3. Der Vorarlberger Dialekt

3.1. Die Sprachgeschichte Vorarlbergs

„Die Besiedelungsgeschichte Vorarlbergs lässt sich aufgrund der Orts- und Flurnamen zurückverfolgen.“²⁷ Die ältesten Siedlungsgebiete sind das Oberland und der Walgau, wo sich viele vorrömische Namen wie „Götzis“, „Röthis“, „Frastanz“, „Schnifis“ und „Bludenz“ finden. Auch das Klostertal und das Montafon sind schon früh besiedelt worden.²⁸ Dies ist an den nicht-deutschen Ortsnamen zu erkennen: „Braz“, „Dalaas“, „Tschagguns“, „Schruns“.²⁹ Das Unterland wurde ab dem 4. Jahrhundert besiedelt. Dort findet man ausschließlich deutsche Ortsnamen vor: „Schwarzach“, „Wolfurt“, „Dornbirn“, „Lustenau“, „Buch“, „Hörbranz“. Südlich von Hohenems wurde die alemannische Sprache ab dem 9. Jahrhundert übernommen, die in einem bis zum 16. Jahrhundert andauernden Prozess bis zum Arlberg vordrang. Die Walsertäler sind zuletzt besiedelt worden.³⁰

3.2. Die sprachlichen Merkmale des Vorarlberger Dialekts

3.2.1. Südvorarlberg

Die Mundarten Südvorarlbergs sind sprachgeschichtlich gesehen jünger als die Walser.³¹ Eine wichtige Schranke bildet die alte Bistumsgrenze zwischen Chur und Konstanz, die durch das heutige Gebiet von Hohenems geht. Südlich davon wurde im 9. Jahrhundert noch romanisch gesprochen, was aus den romanischen Orts- und Flurnamen hervorgeht.

Einen entscheidenden Anstoß zur Germanisierung bildete die im Jahr 806 von Karl dem Großen eingeführte Gauverfassung.³² Durch diese kamen viele fränkische und alemannische Verwaltungsbeamte ins Land, die die Germanisierung begünstigten. Was aus dieser Zeit noch übriggeblieben ist, ist die Bildung von Einwohnernamen. Während man im Alemannischen an den Ortsnamen das Suffix –er anhängt, wird dieses direkt an den Stamm gebunden. Beispiele: In Nordvorarlberg nennt man die Einwohner Dornbirn-er, Lustenau-er, Schwarzach-er. In

²⁷ vgl. Ruoff / Gabriel (1998), S. 11.

²⁸ Ruoff / Gabriel (1998), S. 11-12.

²⁹ Ruoff / Gabriel (1998), S. 12.

³⁰ Ruoff / Gabriel (1998), S. 12.

³¹ Ruoff / Gabriel (1998), S. 14.

³² vgl. Ruoff / Gabriel (1998), S. 14.

Südvorarlberg hingegen Götzner, Kobler, Röthner, Sulzner, Frastner.³³ Für deren Wortschatz charakteristisch sind die romanischen Reliktwörter.

3.2.2. Nordvorarlberg

Charakteristisch für die Mundarten im Norden Vorarlbergs sind die schwäbischen Einflüsse und die Tendenz zur Diphthongierung ehemaliger Monophthonge.³⁴ Als Beispiel sei hier Folgendes genannt: Die Diphthongierung von *ä* zu *äa* –*Läaba* (Leben). Die letzte große Lautwandelerscheinung, die das Alemannisch-Schwäbische mitgemacht hat, ist die „Entrundung“³⁵, das heißt, der Wandel der Vokale *ö, ü, öu, üa* zu *e, i, ei* und *ia*. Weiters auffällig bei der Wortbildung ist die Beibehaltung der althochdeutschen Endung *–ari* als *–ar*. Zum Beispiel: *Weckar* (Wecker) oder *Finanzar* (Finanzbeamter).

3.3. Die Mundarten

Jacob Grimm, der Begründer der deutschen Dialektologie, vertritt in seiner Deutschen Grammatik (1819) den Gedanken, dass die Mundarten nicht – wie angenommen – verderbte Hochsprache seien, sondern dass beide Formen ihre je eigenen Gesetze und ihr Eigenrecht besitzen.³⁶

Schon Herder hatte die Mundart als „Natursprache“ und die Hochsprache als „Kunstsprache“ definiert. Grimm fand in den Mundarten die Ursprünge der Sprachgeschichte.³⁷ Bei der deutschen Hochsprache handelt es sich jedoch um eine sehr junge Sprachform, die erst ab dem 14. Jahrhundert durch die Bibelübersetzung Martin Luthers Verbreitung fand. Und das vorerst auch nur in der Oberschicht, die lesen und schreiben konnte.³⁸ Lautlich normiert wurde die Hochsprache erst vor etwa 100 Jahren durch Theodor Siebs. Bis dahin war sie voll von mundartlichen Elementen.

³³ vgl. Ruoff / Gabriel (1998), S. 14.

³⁴ vgl. Ruoff / Gabriel (1998), S. 16.

³⁵ Ruoff / Gabriel (1998), S. 17.

³⁶ Ruoff / Gabriel (1998), S. 9.

³⁷ vgl. Ruoff / Gabriel (1998), S. 9.

³⁸ Ruoff / Gabriel (1998), S. 9.

3.3.1. Die Unterteilung der Mundarten

Die deutschen Mundarten wurden nach ihrer geographischen Lage unterteilt – nämlich in „niederdeutsche“ Mundarten in Norddeutschland sowie „mitteldeutsche“ und „oberdeutsche“ im Süden Deutschlands und den angrenzenden deutschsprachigen Gebieten.³⁹ Die Mundarträume wurden schon früh nach den deutschen Stämmen der Völkerwanderungszeit benannt. Man unterschied zwischen den „fränkischen“, „alemannischen“ und den „bairischen“ Mundarten.⁴⁰ Vorarlberg besitzt sehr viele verschiedene Mundarten. Da diese Arbeit eher den medialen Aspekt der Dialekte besprechen möchte, werden hier zwei Mundarten näher diskutiert, um den Unterschied der Entwicklung sowie die teils markanten Unterschiede bei der Aussprache aufzuzeigen.

3.3.2. Das Montafon⁴¹

Das Montafon ist ein teilweise enges Gebirgstal im Süden Vorarlbergs. Es wird unterteilt in die Außen- und Innenfratte. Die Außenfratte ist ein siedlungsfreundlicher Raum, die Innenfratte ein klimatisch ungünstiger Talabschluss.⁴²

3.3.2.1. Zur Geschichte

Das Montafon ist im Hochmittelalter von freien Bauern und Hofleuten aus dem Walgau besiedelt worden. Diese erwarben dort freien Grundbesitz, den sie durch Rodung erweitern konnten.⁴³ Es handelte sich um romanisch sprechende Siedler, die ihr Idiom noch bis ins 16. Jahrhundert beibehielten. Viele Orts- und Flurnamen sind romanischer Herkunft. Einige Ortsnamen gehen auf Familiennamen zurück, wie zum Beispiel: Tschagguns, Vandans und Partenen. Der Ort Stallher wurde nach Gebräulichkeiten benannt. Der Ortsname Gaschurn geht aus dem romanischen Wort „casura“ (aus dem Lateinischen casa supra = hohes Haus) hervor.⁴⁴ Der Hauptort Schruns ist nach natürlichen Gegebenheiten benannt (aus dem Lateinischen acer = Ahorn). Lorüns, der am Eingang des Tales liegt, leitet sich aus dem

³⁹ vgl. Ruoff / Gabriel (1998), S. 9.

⁴⁰ Die Bezeichnung „bairisch“ wird in der Schreibweise vom Landesnamen Bayern deshalb unterschieden, weil man nicht nur in Bayern bairisch spricht, sondern auch in ganz Österreich (außer Vorarlberg) und in Südtirol.

⁴¹ Zu diesem Gebiet gehören folgende Städte: Stallehr, Lorüns, St. Anton, Bartholomäberg, Vandans, Latschau, Tschagguns, Schruns, Silbertal, St. Gallenkirch, Gaschurn, Partenen.

⁴² Ruoff / Gabriel (2003), S. 13.

⁴³ Ruoff / Gabriel (2003), S. 13.

⁴⁴ vgl. Ruoff / Gabriel (2003), S. 15.

romanischen Wort *era* ab, das soviel bedeutet wie Fläche, Platz. Die Orte Gargellen und St. Anton leiten sich aus den lateinischen Wörtern „Quelle“ und „Wasserfall“ ab.⁴⁵ Die beiden deutschen Ortsnamen Bartholomäberg und St. Gallenkirch sind nach den im Hochmittelalter beliebten Kirchenpatronen benannt.⁴⁶ Wichtig für die sprachliche Entwicklung war der Zuzug von Bergleuten. Die „Silberer“, wie man sie genannt hat, waren deutschsprachige Einwanderer.

3.3.2.2. Die Mundart im Montafon

Am entscheidendsten bei der Montafoner Mundart ist die geschlossene Entsprechung von mhd. *ae* (der Umlaut vom mhd. *â*), zum Beispiel in *Heeß* (=Kleidung, mhd. *haeze*) oder *geeçh* (=steil, mhd. *Gaeçh*).⁴⁷

Sehr charakteristisch für das Montafon ist die unterschiedliche Entwicklung von mhd. *i, ü* und *u*, die einmal als geschlossenes *i, ü* und *u* erscheinen, einmal zu *e, ö* und *o* gesenkt werden. Dies gilt immer vor und nach einem *r*. Beispiel: *Schtrege* (= Striegel). In differenter Lautumgebung ist die Aussprache vielfach unterschiedlich und wechselt von Ort zu Ort.⁴⁸ Interessant ist noch zu erwähnen, dass im Montafon einige Wörter üblich sind, die man im restlichen Vorarlberg sonst nicht kennt, wie zum Beispiel *hupfa* für hüpfen (sonst sagt man in Vorarlberg *jucka* oder *gumpa*).

3.3.3. Der Innerwald⁴⁹

Der Innerwald gliedert sich in zwei Teile, den „Mittleren Bregenzerwald“ sowie den „Hinteren Bregenzerwald“.

⁴⁵ Ruoff / Gabriel: (2003), S. 13-15.

⁴⁶ Ruoff / Gabriel (2003), S. 16.

⁴⁷ Ruoff / Gabriel (2003), S. 16.

⁴⁸ Ruoff / Gabriel (2003), S. 16.

⁴⁹ Zum Innerwald gehören die Städte Andelsbuch, Au, Bezau, Bizau, Egg, Mellau, Reuthe, Schnepfau, Schoppenau und Schwarzenberg.

3.3.3.1. Zur Geschichte

Bis ins hohe Mittelalter war auch der Innerwald eine bewaldete Wildnis, die im 11. Jahrhundert gerodet wurde.⁵⁰ Die Erstsiedler waren freie Bauern, deren Namen im Innerwald in der Benennung von Orten und Fluren erhalten geblieben sind.

Der am frühesten belegte Ortsname ist Andelsbuch. Dort hat Graf Ulrich von Bregenz ein kleines Kloster gegründet.⁵¹ „Die Grundwörter der Ortsnamen kommen heute noch in vielen Flurnamen vor.“⁵²

3.3.3.2. Die Mundarten im Innerwald

Wie auch die anderen Mundarten Vorarlbergs gehört diese zum Alemannischen, wofür „als einziges Kriterium die Bewahrung von mhd. \hat{I} , i u und \hat{u} als Monophthonge gilt.“⁵³ Im Innerwald sind viele Sonderentwicklungen eingetreten, worunter die Monophthongierung ehemaliger Diphthonge am auffälligsten erscheint. Beispiel: *hooß* für heiß.⁵⁴ Wie in ganz Nordvorarlberg gilt für mhd. e das schwäbische \ddot{a} . So sagt man zum Beispiel *Wäag* für Weg. Im Hinteren Bregenzerwald ist a vor n oder l + Dental zu au umgewandelt worden. Man sagt *Haund* für Hand.⁵⁵ Charakteristisch für den Hinterwald ist der Schwund des r vor Konsonanten. Beispiel: *Baa't* (=Bart).⁵⁶ Die Mundarten des Mittelwalds zeigen stärkere Unterschiede von Ort zu Ort im Gegensatz zum Hinterwald.

3.3.4. Der Vorderwald

Der Vorderwald⁵⁷ ist ein in sich offenes, aber nach außen hin geschlossenes Hochplateau.⁵⁸

3.3.4.1. Zur Geschichte

Bis ins Mittelalter war der Vorderwald eine „bewaldete Wildnis“⁵⁹. Diese wurde im 11. Jahrhundert gerodet, die ersten Bewohner waren freie Bauern, deren

⁵⁰ Vgl. Ruoff / Gabriel (2004), S. 11.

⁵¹ vgl. Ruoff / Gabriel (2004), S. 11.

⁵² Ruoff / Gabriel (2004), S. 12.

⁵³ Ruoff / Gabriel (2004), S. 13.

⁵⁴ Ruoff / Gabriel (2004), S. 13.

⁵⁵ Ruoff / Gabriel (2004), S. 14.

⁵⁶ vgl. Ruoff / Gabriel (2004), S. 15.

⁵⁷ Zum Vorderwald zählen: Lingenau, Langenegg, Krumbach, Hitisau, Bolgenach, Sibratsgfäll und Riefensberg. Aus: Ruoff / Gabriel (2002).

⁵⁸ Ruoff / Gabriel (2002), S. 11.

[...]Namen in der Benennung von Orten und Fluren zum Teil bis heute erhalten geblieben sind: so in *Hittisau*, urkundlich 1249 *Hittinsowe*, wo der altdeutsche Name *Hitti*, eine Koseform zu ahd. *hilti* „Kampf“ bewahrt blieb, *Sibratsgfall*, 1450 *Syfrydsgefell*, geht auf den Namen *Sigfrid* – eine Zusammensetzung aus ahd. *sigi* „Sieg“ und *fridu* „Friede – zurück, der ja bis heute gebräuchlich ist.“⁶⁰

3.3.4.2. Die Mundart im Vorderwald

Laut Ruoff / Gabriel (2002) gehört die Vorderwälder Mundart „zu den eigenartigsten Vorarlbergs“⁶¹. In ihrem Lautstand hat die Mundart ein ostalemannisches Gepräge.⁶² Mhd. *î*, *iu* und *û* sind als Monophthonge bewahrt, zum Beispiel in *Liib* (= Leib), *Wiib* (=Weib).⁶³ Weiters gilt die schwäbische Diphthongierung des germanischen *e* von *ä* zu *äa*, zum Beispiel in *Wäag* (=Weg).⁶⁴ Die nur in schwäbischen Reliktgebieten noch bewahrte Lauterscheinung des Schwund des Nasals vor Konsonant gibt der Vorderwälder Mundart eine Sonderstellung innerhalb Vorarlbergs.⁶⁵ Zum Beispiel in *auderscht* (=anders) oder *Haud* (=Hand).⁶⁶ „Eine im ganzen süddeutschen Sprachraum sonst nicht belegte Lautveränderung haben die Vorderwälder (wieder ohne Riefensberg), wen sie mhd. *ie*, *üe* und *uo* als Monophthonge aussprechen.“⁶⁷ Zum Beispiel: *Fuufß* (=Fuß).

⁵⁹ Ruoff / Gabriel (2002), S. 11.

⁶⁰ Ruoff / Gabriel (2002), S. 11.

⁶¹ Ruoff / Gabriel (2002), S. 12.

⁶² Ruoff / Gabriel (2002), S. 12.

⁶³ Ruoff / Gabriel (2002), S. 12.

⁶⁴ Ruoff / Gabriel (2002), S. 12.

⁶⁵ vgl. Ruoff / Gabriel (2002), S. 13.

⁶⁶ Ruoff / Gabriel (2002), S. 13.

⁶⁷ Ruoff / Gabriel (2002), S. 13.

4. Dialekt als Identitätsgefühl

Hoffen wir also, dass Österreich, das schon seit 1776 ein Nationaltheater, seit 1816 eine Nationalbank und seit 1921 einen Nationalrat hat, bald auch eine Nation haben wird. (Wilhelm Böhm, Wiener Historiker, 1955)⁶⁸

Der Grund, wieso Sprachen nicht ohne Gewalt und Zwang - und sei es nur ökonomischer und sozialer Zwang - aufgegeben werden können, hängt damit zusammen, dass Sprachen das gesamte individuelle und kollektive Gedächtnis der Menschen verwahren. Leben und Sinn vermitteln sich wesentlich sprachlich. Geschichten und Geschichte werden erlebt, erzählt, geschrieben und sprachlich übertragen.⁶⁹

4.1. Sprachidentität

Dieser Begriff kann die Eigenschaft einer einzelnen Sprache bezeichnen, als solche identifizierbar und von anderen Sprachen abgrenzbar zu sein, in diesem Sinne also eine „Identität“ zu besitzen. Sprachidentität kann auch die Identität einer Person im Bezug auf ihre Sprache bedeuten.⁷⁰ Eine Einzelsprache wie Deutsch umfasst die Möglichkeit, eine dialektale, soziolektale oder auch idiolektale Sprachverwendung zu haben. Unter Umständen wird in der Außenperspektive aus der Sprache der Person auf deren Persönlichkeitsmerkmale geschlossen. Gerade in den verschiedenen Sprachvarietäten gibt es negative und positive Vorurteile gegenüber den Sprechern. In der Schweiz ist die Sprachidentität besonders stark ausgeprägt. Aber auch in Österreich wird aufgrund des jeweiligen Dialekts einer Person stark unterschieden. Vor allem im westlichen Teil Österreichs achtet man sehr genau auf die „Muttersprache“, sprich den Dialekt.

Paul Eßer schreibt in seinem Buch, „Dialekt und Identität“⁷¹, dass der Dialekt dem Sprecher „einen festen Platz in einer regional bzw. lokal abgehobenen Gesellschaft, deren primäres Identitätssymbol er ist“⁷², sichert. Somit wird auch ein Gruppen-Identitätsgefühl geschaffen, das die Funktion besitzt, Menschen innerhalb einer Gruppe ein- und andere „Sprachgemeinschaften“ auszuschließen.

⁶⁸ Heer (1996), S. 11.

⁶⁹ Ganahl: <http://www.ganahl.info/ganahlduetsch.html>, Text geschrieben für das Kunsthaus Bregenz. (Stand: 13.07.2007).

⁷⁰ Vgl. Janich /Thim-Mabrey (2003), S. 3.

⁷¹ Eßer (1983).

⁷² Eßer (1983), S. 125.

4.2. Allgemeine Definition: Medien, Sprache

Der Medientheoretiker Marshall McLuhan sah das Wesentliche des Mediums in seiner Form und nicht in dem vom Medium übermittelten Inhalt. Als Mittel der Verständigung dienten sogenannte Codes (Zeichensysteme).⁷³ Die Medien fungieren als Mittel der Speicherung oder Übertragung von Botschaften, die sich eines oder mehrerer Codes bedienen. Laut McLuhan ist die Sprache ein System aus Zeichen und Regeln, welche die Bedeutung und ihre Zusammensetzung zu Äußerungen festlegen. Daraus lässt sich schließen:

- Medien können verschiedene Codes verarbeiten.
- Codes kommen in unterschiedlichen Medien vor.

Der Linguist Allan Bell formulierte zwei Medientypen⁷⁴:

a) „Audience design“

Dieser Stil folgt Normen und Annahmen über die angemessene Sprache für bestimmte (Typen von) Adressaten. Anhand von Beobachtungen, wonach Radiosprecher, die an zwei verschiedenen Sendern die Nachrichten verlasen, Stilveränderungen zeigten, je nachdem, an welcher Station sie diese präsentierten, entwickelte Bell das Modell des „Audience design“. Während die Sprecher der Public Server Radiostation eine formellere Aussprache pflegten, benutzten sie in der Lokalradiostation umgangssprachliche Ausdrücke.⁷⁵ Bell folgerte daraus: „Style shift occurs primarly in response of the speaker’s audience than to amount of attention or other factors.“⁷⁶ Die Zielgruppe umfasst eine räumliche Dimension oder das Verbreitungsgebiet, die Reichweite, die lokal, regional, national, supranational, global sein kann, und eine soziale Dimension, wie zum Beispiel Alter, Geschlecht, etc.⁷⁷ Sowohl die räumliche als auch die soziale Dimension stecken bereits einen Rahmen für bewusst getroffene sprachpolitische Weichenstellungen ab.⁷⁸ Der Stilwechsel resultiert aus einer Veränderung der Situation.

⁷³ vgl. McLuhan (1992), S. 92.

⁷⁴ Bells Arbeit konzentriert sich auf die Mikroaspekte der sprachlichen Struktur.

⁷⁵ Busch (2004), S. 46-47.

⁷⁶ Bell, Allan: Language style as Audience Design. In: Coupland / Jaworski (1997), S. 242.

⁷⁷ Vgl. Busch (2004), S. 47.

⁷⁸ Busch (2004), S. 47.

b) Referee⁷⁹ design"

Der initiative Stil verwendet eine Sprache, die oft von außerhalb der eigenen Gruppe stammt (z.B. Fremddialekte). Hier werden fremde, beim Rezipienten nicht vorhandene Sprechstile beziehungsweise Sprachen gezielt eingesetzt, um kulturelle Assoziationen auszulösen. Diese Form des bewussten Zitierens kommt häufig in Liedertexten oder in der Werbung vor.⁸⁰

Der Wissenschaftler Ien Ang unterscheidet zwei Arten von Rezipienten: *audience-as-public* und *audience-as-market*⁸¹. Die erste wird mit dem öffentlich-rechtlichen Mediensektor assoziiert, in dem Rezipienten als Bürger gesehen werden. Das heißt, dass ihm Auftrag der Bürger agiert wird. Diese Vorstellung eines Rezipienten lässt sich mit der klassischen Definition vergleichen, die diesen als einen Empfänger einer Nachricht/Botschaft sieht und die Übermittlung von Bedeutung als Kommunikation.⁸² Bei der zweiten Art werden die Rezipienten als Konsumenten, die man gewinnen muss, angesehen.⁸³ Die inhaltliche Funktion von Kommunikation kann nicht von ihrer sozialen und personalen getrennt werden.

Harald Burger schlägt vor, von einem rezipientenorientierten Ansatz auszugehen:

Für eine Textklassifikation ist hier vor allem *ein* Aspekt relevant: Die Kommunikatoren (insbesondere die Redakteure) machen sich in der Regel ein bestimmtes Bild von den Textsortenvorstellungen und –erwartungen der Rezipienten, und nach diesem Bild gestalten sie ihre Texte. Der Text ist also in erster Linie ein Produkt dieser Vorstellungen.⁸⁴

Auch wenn sich einzelne Textelemente in einem Medium sprachtechnisch voneinander unterscheiden, so müssen sie dennoch im Gesamtkontext gesehen werden. Bells *Audience design* -Modell schließt diesen Aspekt mit ein, indem es zwischen direkt Angesprochenen (addresses), Hörern (auditors), die als Zielgruppe allgemein angesehen werden, und Dritten (overhearers), von denen der Sprecher annimmt, dass sie anwesend sind, unterscheidet. Eine weitere Gruppe bilden die Lauscher (eavesdroppers), deren Anwesenheit dem Sprecher nicht bewusst ist.⁸⁵

⁷⁹ „Referees“ sind für Bell dritte Personen oder Gruppen, „who are so salient for a speaker that they influence style even in their absence. Initiative style shift is essentially a redefinition by th speaker of their own identity in relation to their audience.“ (Busch (2004), S. 56)

⁸⁰ vgl. Busch (2004), S. 56.

⁸¹ Busch (2004), S. 48.

⁸² Busch (2004), S. 48.

⁸³ Vgl. (Busch (2004),S. 48.

⁸⁴ Burger, Harald: Textsorten in Massenmedien. In: Brinker / Antos / Heinemann / Sager (2000), S. 617.

⁸⁵ Vgl. Busch (2004), S. 50-51.

4.3. Der Sprachgebrauch heute

Dialektsprecher wachsen mehrsprachig auf. Sie beherrschen neben ihrem örtlichen, familiären Dialekt zumeist auch noch eine überregionale Umgangssprache und eine standardisierte Schriftsprache. Die diversen Sprachebenen bleiben voneinander wesentlich getrennt. Welche dieser Varietäten als Vermittler von Identität dient, lässt sich schwer beantworten. Der Vorarlberger Radiomoderator, Guntram Pfluger, sagte in einem Interview hinsichtlich der Identitätsfrage in den Medien:

Erstens glaub ich, dass es⁸⁶ es steigert und dann ist auch schon bekannt inzwischen, dass Kinder, die zweisprachig oder mehrsprachig aufwachsen, intelligenter sind. Und Hochdeutsch und Dialekt sind ja auch zwei Sprachen. Deshalb finde ich auch sehr gut, wenn man Kinder auch im Dialekt reden lässt.⁸⁷

So gesehen lernen die Schüler zwei Sprachen: Dialekt als Mutter- und Alltagssprache sowie das Hochdeutsch in der Schule als Verkehrssprache.

4.3.1. Vergleich: Dialekt und gesprochene Hochsprache

Werner Besch und Heinrich Löffler schreiben in ihrem Buch, „Alemannisch“⁸⁸, dass „für Schüler, die von zuhause aus Dialekt sprechen, die deutsche Hochsprache zunächst nicht so ohne weiteres als „Muttersprache“ gelten kann.“⁸⁹ Diese mitgebrachte Sprache würde sich „systemhaft“⁹⁰, das heißt im Lautbereich, sowie bezüglich der Flexionsmorphologie und Wortbedeutung⁹¹ von der Hochsprache unterscheiden.⁹²

In weiterer Folge werden die wichtigsten Unterschiede aufgezählt, die in den folgenden Kapiteln für die Untersuchung der Medienbeispiele herangezogen werden.

„In der Mundart fehlen [...] die „gerundeten“ Laute ü,ö,oi. Stattdessen werden solche Wörter mit i, e, ei, î gesprochen: *Grischt* (*Gerüst*), *Kepf* (*Köpfe*), *Lît/Leit* (*Leute*).“⁹³

⁸⁶ Hier ist der Dialekt gemeint.

⁸⁷ Interview, geführt im ORF-Zentrum Dornbirn, Juli 2007.

⁸⁸ Besch / Löffler (1977).

⁸⁹ Besch / Löffler (1977), S. 12.

⁹⁰ Besch/Löffler verwenden diesen Ausdruck, um herauszuheben, dass sich der Dialekt und die Hochsprache nicht bloß in „Randphänomenen“ voneinander unterscheiden. Siehe Besch / Löffler (1977), S. 12.

⁹¹ Besch / Löffler bringen hier das Beispiel für Fuß: in einigen Dialekten bedeutet Fuß Unterschenkel, Fuß und Oberschenkel zugleich.

⁹² Vgl. Besch / Löffler (1977), S. 12.

⁹³ Besch / Löffler (1977), S. 29.

Die kurzen und langen Vokale sind im Dialekt anders verteilt. Im Dialekt gibt es keine Auslautverhärtung, das heißt, dass in der Hochsprache die stimmhaften Verschlusslaute b-d-g, wenn sie ans Wortende, sprich Auslaut, treten, zu stimmlosen Verschlusslauten werden. Die Verwendung des Artikels unterscheidet sich sehr stark von jener in der Hochsprache. Löffler/Besch zählen hier drei Punkte auf, die den gesprochenen Dialekt von der ebenfalls gesprochenen Hochsprache unterscheiden:

- In der Artikelflexion gibt es keinen Akkusativ
- Statt des Genitivs werden die Formen: von dem, von der, von denen verwendet.
- Im Dativ herrscht eine Sonderform vor: idð (in der), idð (in den).⁹⁴

Auch wird der Artikel im Dialekt fast nie ausgelassen, auch wenn er nicht gebraucht wird. Das Verb und die Zeitformen spielen bei einem Vergleich ebenfalls eine entscheidende Rolle. Hierzu haben sich Besch/Löffler auf vier Merkmale geeinigt, denen von der Verfasserin dieser Arbeit auch nachgegangen wurde.

Im Präsens bestimmter Verben hat der Dialekt einen Einheitsvokal, während es im Hochdeutschen einen Wechsel gibt.⁹⁵ Beispiele hierzu wären: ich steche – du stichst – er sticht (Hochdeutsch); i stich – du stichst – er sticht (Dialekt). Hier ist der Einheitsvokal das –i, während es im Hochdeutschen einen Wechsel zwischen –e und –i gibt.

Ich halte – du hältst – er hält (Hochdeutsch); i halt – du haltest – er haltet (Dialekt). Hier ist der Einheitsvokal –a, genauso ist es bei den Vokalen: -o, -au und –e.

Bei einigen Verben hat der Dialekt einen abweichenden, verkürzten Infinitiv: sto (stehen), lo (lassen), go (gehen).

Anstelle des Infinitivs mit „zu“ verwendet der Dialekt „zum“+ Infinitiv. Im Gegensatz zur Hochsprache verfügt der Dialekt über eine große Vielfalt an Konjunktionen. Besch/Löffler nennen hierzu im Präsens und Präteritum jeweils fünf verschiedene Arten.⁹⁶

Im Präsens:

- Tät + Infinitiv: Ich täts gern machen.
- Dai / tät + Infinitiv als indirekte Rede: er seht, i dai spinna.
- Werden + Infinitiv: I wer go; Ich nehme an, dass ich fahren werde.
- In Resten der umgelauteten Formen des Präteritums der starken Verben: er gäb(t).
- Wurde + Infinitiv als Wahrscheinlichkeit: er wurd's scho sega.

⁹⁴ Vgl. Besch / Löffler (1977), S. 53.

⁹⁵ Vgl. Besch / Löffler (1977), S. 66.

⁹⁶ Besch / Löffler (1977), S. 72.

Im Präteritum:

- Sei + Infinitiv: er sei scho ganga.
- Sei + Partizip + gsi: Er sei scho kumma gsi
- Werde + Partizip + gsi + si: Er sei scho kumma gsi si.
- Wär + Infinitiv; het + Infinitiv: er het scho gfragt.
- Werde + Partizip + si; werde + Partizip + ha: er werde ganga gsi.⁹⁷

„Standard und Dialekt sind in der Diglossie keine Varietäten mit unmerklichen Übergängen, sondern scharf getrennte Register, die phonologisch, morphologisch und durch andere Merkmale gekennzeichnet und kontextuell determiniert sind.“⁹⁸

4.4. Vermittelte Identität durch die Medien

Revolutionäre stürmen heute zuerst die Fernseh- und Radiostationen und nicht den Präsidentenpalast.⁹⁹

Schon Friedrich Nietzsche sah im wahren Machthaber der Zukunft denjenigen, der Sprachregelungen und damit seine Sprache und mit deren Begriffskanon auch seine Denkart durchsetzen kann.¹⁰⁰

4.4.1. Identität durch die Radiosprache

Das Radio verliert durch das nicht – gesehen -werden – Können. Radiohören bedeutet höhere Ablenkungsgefahr wegen der fehlenden optischen Unterstützung. Durch aktive Satzformulierungen werden die Hörer sozusagen „auf Trab“ gehalten. Deshalb muss sich ein Radiomoderator besonders um die Sprache bemühen, da er nicht mit Bildern punkten kann.

Nach Karl Amon regieren die drei großen „N“, um den Hörer besser mit den Beiträgen identifizieren zu lassen: Neuigkeit, Nähe, Nutzen.¹⁰¹ Hier möchte ich nun die „Nähe“ als besonders wichtiges „N“ für den Dialektgebrauch in den Medien herausheben. Unter Nähe

⁹⁷ Vgl. auch: Nübling, Damaris: Der alemannische Konjunktiv II zwischen Morphologie und Syntax. Zur Neuordnung des Konjunktivsystems an dem Präteritumschwund. In: Ruoff / Löffelad (1997), S. 109-110.

⁹⁸ Löffler (2005), S. 73.

⁹⁹ Wolf, Lothar: Über Sprachnorm und Identität. In: Schwarze / Werner (2006), S. 169.

¹⁰⁰ Wolf, Lothar: Über Sprachnorm und Identität. In: Schwarze / Werner (2006), S. 169.

¹⁰¹ Amon, Karl: Radio-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 190.

verstehen Amon nicht nur die räumliche Nähe des Ereignisses zum Sendegebiet, sondern auch die Relevanz für die Hörer, also auch, wie nahe ein Ereignis dem Hörer geht, wie betroffen es macht.¹⁰² Auch die Moderationen müssen so gesprochen werden, als ob der Moderator durch seine Formulierungen jeden Hörer persönlich ansprechen würde: in der Arbeit, während einer Freizeitbeschäftigung, beim Autofahren. Im Laufe dieser Arbeit werden noch einige Radiojournalisten aus dem Raum Vorarlberg Stellung zum Identitätsbegriff im Radio nehmen. Die Entscheidung bezüglich des Musikprogramms ist ebenfalls ausschlaggebend für den Erfolg des Senders¹⁰³. Man muss sich zuerst definieren, dann die Zielgruppe anstreben.¹⁰⁴ Zwar sind die Musikrichtungen von Sender zu Sender verschieden, jedoch die sprachlichen Regeln gleichen sich immer mehr aneinander an.¹⁰⁵ Dies geschieht sowohl bei der „Satzlänge“ als auch bei der Verwendung umgangssprachlicher Formulierungen, dem Gebrauch einfacher Hauptsätze und der Nachrichtenauswahl.¹⁰⁶

Nach Burger gibt es 13 Merkmale, die für die Standardform im Radio typisch sind¹⁰⁷:

- Die Nachrichten werden live gesendet.
- Sie werden von einem Sprecher verlesen. Dieser gilt als reiner Vermittler.
- Der Hörer ist auch nicht im Text anwesend. Alle sind angesprochen.
- Der Text wird in einem neutralen Raum verlesen.
- Es gibt keine Geräusche während der Präsentation.
- Die Situation, in der sich der Sprecher zur Zeit des Verlesens befindet, wird nicht angesprochen. Zum Vergleich: Bei „lockeren“ Moderationen beschreiben Moderatoren relativ oft ihre Umgebung.
- Die paraverbale Realisierung des Textes erfolgt schriftlich.¹⁰⁸
- In inhaltlicher Hinsicht ist der Bereich dessen, was als „Nachricht“ gelten kann, eingegrenzt durch gültige Selektionsnuancen.

¹⁰² Vgl. Amon, Karl: Radio-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 190.

¹⁰³ Eine Untersuchung von Ekkehardt Oehmichen über „Aufmerksamkeit und Zuwendung beim Radiohören“ zeigt, dass die Meisten (43%) aufgrund der Musik Radiohören, die Information aber dann mit 30,3% folgt. Aus: Karl Amon: Radio-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. S.181.

¹⁰⁴ Karl Amon schreibt in seinem Aufsatz „Radio-Journalismus“, dass sich ein Radiosender zuerst die Zielgruppe aussucht und dann das Musikformat danach richtet. In dem Kapitel wurde noch die Definition des Senders vom Verfasser dieser Arbeit hinzugefügt.

¹⁰⁵ Vgl. Amon, Karl: Radio-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 182.

¹⁰⁶ Amon, Karl: Radio-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 182.

¹⁰⁷ Laut Burger sind die Struktur und sprachliche Gestaltung in Radio-Nachrichten über viele Jahre hinweg fast unverändert geblieben. Aus: Burger (2005), S. 240.

¹⁰⁸ In britischen Nachrichtensendungen wird dieser Punkt umso deutlicher gemacht, indem der Moderator mit den Worten „this is the 6 o'clock news, read XY“, beginnt. Aus: Burger (2005), S. 242.

- Der Aufbau einer Nachricht sieht so aus: Schlagzeilen, die einzelnen Meldungen, Wetterbericht.
- Die einzelne Meldung ist nach wenigen festen Mustern strukturiert.
- Das Vorhandensein eines „Nachrichtenkontinuums“ wirkt sich bei Nachrichtensendungen in Formen der Serialität aus.¹⁰⁹
- Folgende Merkmale treffen auf die Syntax zu: Keine komplizierte Hypotaxe, Verbalabstraktum als Kern und angegliederte Genitivattribute, indirekte Redewiedergabe
- Das Vokabular entspricht dem „offiziellen“ Vokabular.¹¹⁰

4.4.2. Identität durch die Zeitungssprache

Die überregionale Nachricht hat in den Tageszeitungen an Bedeutung verloren. An Bedeutung gewonnen haben im gleichen Zuge nachrichtliche Eigenberichte und die Hintergrundberichterstattung.¹¹¹ Die Nachricht selbst darf letztendlich nicht objektiv sein, aber die Sprache muss nüchtern und distanziert sein – was gegen die sprachliche Vermittlung von Identität sprechen würde. Jedoch gilt bei Interviews: Aussagen müssen im O-Ton erhalten bleiben. Nun stellt sich das Problem bei Dialekten. Was ist zu tun, wenn der Befragte im Dialekt antwortet? Bei dieser Frage gehen die journalistischen Meinungen auseinander. Die Vorarlberger Zeitungs-Redakteure teilen auch unterschiedliche Standpunkte. So meint zum Beispiel Susanne Schwarz von der „Neuen“¹¹²: „Ich habe es noch nicht gemacht, aber ich habe vor Kurzem etwas gelesen, wo man jemanden zum Beispiel mit dem „mol“ zitiert hat. Wenn dann geschieht es als bewusst eingesetztes Stilmittel.“¹¹³

Frank Andres, ebenfalls von der „Neuen“, meint: „Wenn das Interview im Dialekt geführt wird, spiegelt sich das natürlich nicht im Text wider.“¹¹⁴ Hans-Joachim Schlüter schreibt jedoch in seinem Aufsatz „Zeitungs-Journalismus: Darstellungsformen“¹¹⁵, dass „für den

¹⁰⁹ Hier unterscheidet Burger zwei Arten von Serialität: Serialität im Tagesverlauf: Wenn man die Nachrichten eines Senders den ganzen Tag über, bemerkt man unschwer, dass ein Teil der Meldungen unverändert wiederholt wird. Serialität im gesamten Nachrichtenfluss: Nachrichten stehen nie isoliert da, es gibt Anknüpfungspunkte.

¹¹⁰ Aus: Burger (2004), S. 241 – 256; Burger gibt als letzten Punkt noch die Frage nach der Redundanz an.

¹¹¹ Vgl. Amon, Karl: Radio-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 192.

¹¹² Die „Neue“ ist am 9. September 2007 erstmals am Sonntag erschienen. Die wöchentliche Zeitung wird als eigenständige Marke am Markt positioniert. (aus: http://home.medienhaus.at/18_179.php, Stand: 13.04.2008)

¹¹³ Aus dem Interview mit Susanne Schwarz, Schwarzach, Juli 2007.

¹¹⁴ Aus dem Interview mit Frank Andres, Schwarzach, Juli 2007.

¹¹⁵ Schlüter, Hans-Joachim: Zeitungs-Journalismus. Darstellungsformen. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 139-161.

Gesprächspartner typische Aussagen unbedingt im O-Ton erhalten bleiben¹¹⁶ müssen. Hierbei muss ein Journalist nun die Grenze finden zwischen einer „typischen Aussage“ und einer verständlichen Aussage.

In der Deutschschweiz dient das schweizerische Standarddeutsch als die schriftliche Standardsprache. Sie wird insbesondere von den Schweizer Medien verwendet und hat einen hohen Anteil an Helvetismen¹¹⁷ (das gilt auch für die Neue Zürcher Zeitung), bei der Boulevardpresse (etwa Blick, 20 Minuten) zusätzlich an Dialektwörtern. Das schweizerische Standarddeutsch wird darüber hinaus bei amtlichen Texten benutzt und zumeist auch im betrieblichen und privaten Briefverkehr. Beispiele aus der Zeitung „Blick“: Die Helvetismen sind hier unterstrichen und fett gedruckt.

22.04.2007 (Blick)

Migros und Denner – die Hochzeit platzt!

Von Werner Vontobel und Marcel Odermatt

Migros darf Denner nicht kaufen. Denn: Der Deal widerspricht dem Kartellrecht. Das sagen der Lausanner Wettbewerbsexperte Thomas von Ungern-Sternberg und Professor Mario Jametti aus Toronto.

Die Sache schien gelaufen: Am 12. Januar übernahm Migros 70 Prozent der Denner-Aktien. Die Medien waren sich einig, dass die Genehmigung durch die Wettbewerbskommission (Weko) nur eine Formsache sei. Von mangelndem Wettbewerb im **Detailhandel** könne nicht die Rede sein, zumal Aldi und Lidl daran seien, die Schweiz mit Billigware zu überschwemmen. [...] ¹¹⁸

22.09.2008 (Blick)

Parkuhr legt Autofahrer rein – 500 Stutz Busse

CHUR – Defekte Parkuhren: Ein Traum für alle Autofahrer? Denkste: Wer vor so einer **parkiert**, ist selber schuld. Und muss unter Umständen tief ins Portemonnaie greifen.

¹¹⁶ Schlüter, Hans-Joachim: Zeitungs-Journalismus. Darstellungsformen. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 143-144.

¹¹⁷ Als **Helvetismus** bezeichnet man jede sprachliche Besonderheit, die typischerweise in der deutschsprachigen Schweiz und nicht im gesamten deutschen Sprachgebiet verwendet wird (Beispiel: *Müesli*, *parkieren*) und Wörter, die ursprünglich aus dem Deutschschweizer Sprachgebiet stammen (Beispiele: *Müsli*, *Putsch*). In diesem Fall wird der Begriff analog zu Wörtern wie Anglizismus verwendet.

¹¹⁸ Beide Ausschnitte aus: <http://www.blick.ch/sonntagsblick/wirtschaft/artikel60996>

Ein Bündner **Automobilist** muss statt einer Busse von 40 Franken insgesamt über 500 Franken hinblättern. Das Verwaltungsgericht wies die Beschwerde des Gebüsten ab. [...] ¹¹⁹

Besonders in Klatschzeitungen wird die Form der medialen Inszenierung von Mündlichkeit angewendet.

4.4.3. Identität durch die Fernsehsprache

Das Streben nach Objektivität und Meinungsvielfalt bleibt immer ein Haltungsversuch. Jedenfalls wird der Journalist stets darauf achten, sein Publikum nicht zu bevormunden und daher auch in seinen Berichten und Reportagen Sachinformationen und Meinungen erkennbar auseinander halten. ¹²⁰

Im Fernsehen überwiegt die Macht der Bilder. Der Zuschauer soll dadurch unterhalten sowie informiert werden. Weniger wichtig ist hier das Gesprochene im Gegensatz zum Radio und natürlich dem Print-Medium.

Das Sprichwort „ein Bild sagt mehr als 1000 Worte“ würde hier gut hineinpassen. Denn Emotionalität wird durch Bilder ausgedrückt. So schreibt Mück, dass TV-Berichte über Kriege und Naturkatastrophen verlässliche Quotenbringer seien. ¹²¹ Neben diesem wichtigen Punkt hat aber laut Mück noch ein zweites Phänomen große Macht: Die Personalisierung, sprich Menschen, die ihre Erlebnisse schildern, die das Publikum beeindrucken können. „Längst ist es für den Spitzenkandidaten einer Partei wichtiger geworden, auf den TV-Bildschirmen überzeugend zu wirken, als in der Sache Recht zu haben.“ ¹²²

Bei der Moderation sieht es so aus, dass das Publikum, noch bevor der Moderator etwas sagt, entscheidet, ob es ihn sympathisch findet oder nicht. Laien werden oft eingesetzt, um die Identitätswirkung zu fördern. Indem sie meist keine Hochsprache sprechen – zum Beispiel in Talkshows oder Passanten-Befragungen –, wirken sie authentisch und der Zuschauer kann sich besser mit ihnen identifizieren.

¹¹⁹ <http://www.blick.ch/news/schweiz/graubuenden/parkuhr-legt-autofahrer-rein-500-stutz-busse-100972>

¹²⁰ Mück, Werner: Fernseh-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 211.

¹²¹ vgl. Mück, Werner: Fernseh-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 213.

¹²² Mück, Werner: Fernseh-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 216.

5. Die Mediensituation in Vorarlberg

Die Medien spielen in unserem Leben eine zentrale Rolle. Sie bringen uns die Welt ins Wohnzimmer. Doch können wir heutzutage zwischen so vielen Medienvarianten wählen, dass der Konkurrenzkampf innerhalb der einzelnen Redaktionen rasant steigt. Die Art, wie eine Nachricht dem Rezipienten übermittelt wird, spielt deshalb eine wichtige Rolle.

Während der ORF in ganz Österreich gleich strukturiert ist, gibt es Bundesländer spezifisch andere Tageszeitungen.¹²³ Susanne Dermutz unterscheidet in ihrem Aufsatz „Massenmedien in Vorarlberg“¹²⁴ drei Bereiche der „Bedeutung des über Massenmedien vermittelten Wissens“¹²⁵: Die zunehmende Abhängigkeit der Zeitungen von Nachrichtenindustrien, zweitens die zunehmende Verringerung der Anzahl selbstständiger Zeitungen bei gleichzeitiger Vergrößerung der Reichweite und die Beschränkung journalistischer Freiheit in der Berichterstattung.

Mit dem Medienhaus hat Eugen A. Russ ein Imperium geschaffen, das es in dieser Form in Österreich vorher noch nicht gegeben hat. Die „Vorarlberger Nachrichten“ dominieren die Print-Landschaft in Vorarlberg und bilden somit die wichtigste Medienvermittlung im gedruckten Stil. Der stark ausgeprägte regionale Charakter der Zeitung hat die Leserschaft Vorarlbergs überzeugt und ist somit konkurrenzloser Marktführer in diesem Bundesland. Der Internetanbieter „Vorarlberg Online“ (VOL) ist Marktführer im „Ländle“. Das Gratisblatt „Wann und Wo“, das sich ausschließlich durch Werbeeinnahmen finanziert, ist eines der wirtschaftlich erfolgreichsten Gratiszeitungen in Europa. Und schließlich befindet sich unter dem Dach des Vorarlberger Medienhauses auch noch der erfolgreichste Privatsender des westlichsten Bundeslandes, die „Antenne Vorarlberg“.

Im Gegensatz zum Printbereich findet sich bei den elektronischen Medien (Radio und Fernsehen) ein etwas breiter gestreutes Angebot. Vorarlberg hat sich aufgrund seiner geographischen Lage immer schon mit einer ausländischen Fernseh- und Radiokonkurrenz messen müssen. Anfangs nur mit solchen, die öffentlich-rechtlichen Status hatten, mit der Zeit aber auch mit den Programmen der Privatsender. Es gibt mehr als zehn Radioprogramme, die in Vorarlberg bestens zu empfangen sind, etwa aus Baden Württemberg, Bayern,

¹²³ Vgl Dermutz (1982), S. 192-233.

¹²⁴ Dermutz (1982), S. 192-233.

¹²⁵ Dermutz (1982), S. 192-193.

Liechtenstein oder der Schweiz. Wie in anderen Bundesländern auch, wird das regionale ORF-Radioprogramm von den Redakteuren des Landesstudios produziert.¹²⁶

Der Vorarlberger Zuseher kann zwischen den deutschen und Schweizer Fernsehsendern wählen. Heutzutage können circa 92% der Vorarlberger Haushalte ausländische Fernsehprogramme empfangen. Seit 1968/69 verfügt das Funkhaus Dornbirn über eine Ausstattung zur regionalen Fernsehproduktion.¹²⁷

5.1. Das Fernsehen

Der ORF ist Marktführer in Österreich. Lediglich in den Bundesländer-Sendungen unterscheiden sich die Programme voneinander. So kommt jeden Abend um 19 Uhr „Vorarlberg heute“, wo regionale Themen und Nachrichten vermittelt werden.

Mit der Einführung der neun regionalen Ausgaben von "Bundesland heute" am 2. Mai 1988 startete der ORF die TV-Regionalisierung. Damit begann ein neues "regionales TV-Zeitalter" für die ORF-Information.

Die Akzeptanz von „Bundesland heute“ ist seit Beginn groß: Im Jahresschnitt 2007 hatte die regionale TV-Leiste durchschnittlich 1,069 Millionen Seher, der durchschnittliche Marktanteil lag bei 59 %, der KaSat-Marktanteil bei 58 %. Die unter Generalintendant Thaddäus Podgorski eingeführte Sendung „*Bundesland heute*“ wurde vom 2. Mai 1988 bis 24. September 1999 von Montag bis Freitag gesendet. Generalintendant Gerhard Weis führte mit 25. September 1999 die Ausstrahlung auch am Wochenende ein.¹²⁸ Mit 66 % KaSat-Marktanteil (Jänner bis März 2008) ist „Vorarlberg heute" die erfolgreichste „Bundesland heute“-Sendung in Österreich.

5.2. Das Radio

In Vorarlberg gibt es zwei große, regionale Radiosender: Radio Vorarlberg (ORF) und Antenne Vorarlberg (Medienhaus). Beide sind stark regional geprägt. So steht auf der Homepage des Medienhauses Folgendes: „Bei den Nachrichten setzt das junge Team von

¹²⁶ Dermutz (1982), S. 197.

¹²⁷ Dermutz (1982), S. 198.

¹²⁸ 20 Jahre *Bundesland heute* – neun Erfolgsgeschichten in Rot-Weiß-Rot, http://mediaresearch.orf.at/index2.htm?fernsehen/fernsehen_BLHeute.htm, (Stand:21.05.2008).

Antenne Vorarlberg auf regionale News aus Vorarlberg, die gemeinsam mit nationalen und internationalen Ereignissen ein umfassendes Informationsangebot garantieren. [...]Ebenso haben regionale Wetterinformationen und lokale Veranstaltungstipps einen hohen Stellenwert.¹²⁹

5.3. Die Zeitung

Die beiden Vorarlberger Tageszeitungen, Vorarlberger Nachrichten und Die Neue, sind Volkszeitungen.¹³⁰ Die Todesanzeigen dürfen nicht fehlen, damit wird das meiste Geschäft gemacht. Die Bezeichnung „Volkszeitung“ meint eine Informationsquelle, die über das Volk berichtet. Die regionale Komponente ist darin sehr wichtig.

„Die Vorarlberger Nachrichten sind eine unabhängige Tageszeitung, die sich Vorarlberger Anliegen verpflichtet fühlt“¹³¹, steht auf der Homepage des Medienhauses. Im Jahr 1945 wurde die VN gegründet. Sie erscheint von Montag bis Samstag und hat unter der Woche eine Reichweite von 63,4 % und am Samstag von 72,6 %.

Die „NEUE am Sonntag“ erscheint wöchentlich und erreicht eine Reichweite von 37,8 %. „Am Sonntag, wenn die Leute viel Zeit haben, wollen sie mehr Lesestoff. Werktags, beim Frühstück, ist kompakte, schnell verdauliche Information gefragt. Noch mehr gut recherchierte, hintergründige Storys aus Vorarlberg, aber auch alle topaktuellen News vom Wochenende“¹³², schreibt Robert Thoma, Chefredakteur.

¹²⁹ <http://home.medienhaus.at/>, (Stand: 28.7.2008).

¹³⁰ vgl. Dermutz (1982), S. 246.

¹³¹ <http://home.medienhaus.at/> (Stand: 28.7.2008).

¹³² <http://home.medienhaus.at/> (Stand: 28.7.2008).

6. Der Sprachgebrauch in den Vorarlberger Medien

„Medienberichterstattung ist immer dann schlecht, wenn sie einen Teil der Rezipienten ausschließt. Wenn sie sich einer Sprache bedient, die ich gar nicht verstehen kann. Deshalb ist die Anwendung der Dialekte mit großer Vorsicht zu genießen. Es ist eine Frage der Verständlichkeit. Die Schweiz verwendet bei lokalen Nachrichten Dialekt mit hochdeutschen Untertiteln - das ist etwas skurril.“ (Thomas Matt, Vorarlberger Nachrichten)¹³³

6.1. Mediensprache allgemein

In der publizistischen Forschung werden die Rezipienten mit dem Titel „dispersed Publikum“ bezeichnet.¹³⁴ „Dispers meint, dass das Medienpublikum aus einer räumlich und zeitlich verstreuten Vielzahl von Personen besteht.“¹³⁵ Das heißt, dass die Rezipienten zwar unterschiedlich sind, jedoch eine Sache gemein haben, und das ist ein bestimmtes Medium. Die Medien richten sich nach dem Publikum. Radio- und Fernsehen gehören zu den Formen der „indirekten Kommunikation“.¹³⁶ Das bedeutet, dass der Empfänger keine Möglichkeit hat, die Rolle des Senders zu übernehmen.¹³⁷ Zwar werden heute vermehrt Telefonanrufe angenommen, doch geschieht dies immer im Einzelfall. Bei den Nachrichtensendungen bleibt der gesprochene Text meist schriftlich, da nur abgelesen wird.

6.2. Der Dialekt in den Vorarlberger Medien

In diesem Unterkapitel werden einige Formate aus den Vorarlberger Medien auf den Gebrauch von Dialekt untersucht.

6.2.1. „Grüß Gott in Vorarlberg“

Seit 1988 ist das der tägliche Gruß. Dieser wird jeden Tag von einem anderen Bewohner beziehungsweise einer anderen Bewohnerin Vorarlbergs gesprochen. Die Sendung heißt "Vorarlberg heute", bietet einen Überblick über das aktuelle Geschehen im Land und wird täglich im öffentlich-rechtlichen Programm ORF 2 um 19 Uhr ausgestrahlt. In einer für die

¹³³ Aus einem Interview, geführt im August 2007.

¹³⁴ Vgl. Burger (2005), S. 5.

¹³⁵ zitiert aus: Burger (2005), S. 5, nach Süß/Bonfadelli (2001), S. 314.

¹³⁶ vgl. Burger /Imhalsy (1978), S. 87.

¹³⁷ Vgl. Burger /Imhalsy (1978), S. 87.

Arbeit durchgeführten Umfrage antworteten 50%, dass die Grußformel Identität für sie bedeute.¹³⁸

6.2.2. „Nochejassar“

Der Autor, Prof. Dr. Werner Hagen, schreibt seit etwa 20 Jahren wöchentlich eine satirische Sendung, genannt „Nochejassar“, die ebenfalls in „Vorarlberg heute“ gespielt wird.

Zu seiner Person:

Geboren im Jahr 1943, war AHS-Lehrer in Ruhe, schreibt hauptsächlich in Dornbirner Mundart. Er verfasste Texte für die „Wühlmäuse“, die „Altstätter Schimpfoniker“, das Kabarett „Schlamassel“, für Schülertheater und für die Theatergruppe Ebnit. Er ist Mitbegründer, Mitautor und Akteur des „Kasperletheaters für Vorarlberg“ beziehungsweise des Kabarett „Pappkopf“.

Prof. Hagen schreibt die Texte für den „Nochejassar“ und die Werbesprüche für den Dornbirner Flohmarkt. Im Oktober 2004 erschien seine CD „Mollback“ mit Mundartgedichten und -liedern.¹³⁹ Die Idee zum Nochejassar kam vor 20 Jahren von Walter Fink, ehemaliger Kulturchef des Landesstudios Vorarlberg. Gemeinsam mit Klaus Schöch¹⁴⁰, dem Darsteller des „Nochejassar“, wurden bereits mehr als 800 Folgen gedreht. Charakteristisch für den „Nochejassar“ sind aktuelle Themen, verpackt mit Ironie und im Dialekt gesprochen. Jeden Mittwoch wird eine Folge ausgestrahlt.

Der Grund, weshalb die Sendung im Dialekt gesprochen wird, ist für Werner Hagen einfach zu beantworten: „Es wirkt authentischer.“¹⁴¹ Es strahle Identität aus und man sei damit näher beim Volk. Der Germanist, der jahrelang in verschiedenen Schulen Europas unterrichtet hat, meint, dass der Grund für das immer weniger Werden von Dialekten an der Globalisierung liege. Professor Hagen ist dafür, dass man regionale Identität fördert. „Alemannen haben einen stärkeren Zusammenhalt, sie schätzen ihren Dialekt mehr.“ Er selbst spricht nur im Dialekt und bezeichnet diesen als seine Sprache. In weiterer Folge werden vier seiner über 800 kritischen Texte aufgezeigt und analysiert. Diese werden von Professor Hagen in Dornbirner Mundart verfasst und später von Schöch in seinen Dialekt, den Feldkircher

¹³⁸ Die genauen Auswertungen der Umfrage sind in Kapitel 8 nachzulesen.

¹³⁹ Aus: <http://literatur-vorarlberg.at/werner-hagen> (Stand 22.04.2008).

¹⁴⁰ Klaus Schöch ist im August 2008 verstorben, wer die Nachfolge übernehmen wird, ob es weitere Folgen geben wird, war zum Zeitpunkt der Fertigstellung noch nicht klar.

¹⁴¹ Auszug aus einem Gespräch, geführt am 18.04.2008 in Dornbirn.

Dialekt, umgedichtet. Auf die Frage, ob es Herrn Hagen störe, dass Schöch nicht Wort für Wort wiedergibt, antwortete er, dass es authentischer wirke, wenn Schöch die Texte in seiner Mundart sprechen würde. Und so viel würden sich die beiden Dialektarten nicht voneinander unterscheiden.

Die Texte kann man dem Begriff „Kommentar“ unterordnen. Zwar werden Kommentare meist in Printmedien verfasst, jedoch lässt sich diese Textsorte auch hier ableiten. Nach Burger (2005) muss ein Kommentar folgende Kriterien erfüllen:

- Der Kommentar ist eine „unselbstständige“ Textsorte, komplementär zum Bericht, setzt die dort gegebene Information über Fakten bereits voraus.
- Er wird von einem namentlich gekennzeichneten Autor verantwortet.
- Eine subjektive, perspektivistische Sicht wird erfordert.
- Wertende Sprechhandlungen sind dominant, aber nicht an eine bestimmte Stelle des Textes gebunden. Wertung ist häufig mit Emotionalisierung verbunden.
- Die sprachliche Gestaltung ist geprägt von „expressiven“ Sprachelementen wie Metaphern, Idiomen, etc.
- Die Wertungen werden durch eine argumentative Textstruktur abgestützt.
- Die Argumentation kann in einen Appell münden.¹⁴²

Hier einige seiner Texte:

Warberger¹⁴³

Wenn as so witorgoht, dänn siom mor bald amol Gsibergar gsi. Jojo, wil all meh Lüt waar sägond statt gsi. Si sägond: I war geschn uf ar Fete. Däs war faad. Statt: I bio uf am Fäscht gsi. Däs ischt stinklangwilig gsi. So goht däs markantscht Merkmol vo üsorum Dialekt langsam varloro. Was für an Enttäuschung muoß däs für an Ionnoröschtrichar si, wenn ar voll Erwartung zu do Gsibergar raist und ar hört bloß no waar. Dänn wird ar denko: Jetz siond se Waarberger worro. Guot, der Nammo passt scho ou zu do Voradlbergar. Si händ gern vil Waar i do Ikoufswägile und i do Laschtwägo, und vil Waar Varkoufo ischt na högschte Befridigung. Waar ka ma agriifo; was gsi ischt, ischt futsch. Waar heot an Geoldwert, dom Gsi kascht bloß nochtrura. Also warum nid Warberger?

¹⁴² Burger, S. 215.

¹⁴³ Die Beispiele wurden zur Verfügung gestellt vom Autor, Herrn Prof. Dr. Werner Hagen.

Abr originell ischt der Nammo nid. Dänn no liobor Odrberger odr Füdlobürger. Ah nei, blibo mor bim Gsi!

Übersetzung ins Hochdeutsche:

Wenn es so weitergeht, dann sind wir einmal Gsiberger gewesen. Weil immer mehr Leute „war“ sagen, statt „gsi“. Sie sagen: Ich war gestern auf einer Fete“. Das war fad. Statt: Ich bin auf einem Fest gsi. Das ist stinklangweilig gsi. So geht das markanteste Merkmal von unserem Dialekt langsam verloren. Was für eine Enttäuschung muss das für einen Innerösterreicher wenn er voller Erwartung zu den Gsibergern reist und da hört er bloß nur „war“. Dann wird er denken: Jetzt sind sie Warberger geworden. Gut, der Name passt schon zu den Vorarlbergern. Sie hätten gerne viel Ware im Einkaufswagen und im Lastwagen, und viel Ware verkaufen ist die höchste Befriedigung. Ware kann man angreifen: as gsi ist, ist weg. Ware hat einen Geldwert, dem „Gsi“ kannst du bloß nachtrauern. Also warum nicht Warberger?

Aber originell ist der Name nicht. Dann noch lieber „Odrberger“ oder „Füdlobürger. Ah nein, bleiben wir lieber beim „Gsi“!

Wahlreime

Bi dor letschto Wahl heot uone Partei mit Reimle uf do Plakat an zimle große Erfolg ghio. Do Inhalt ischt zwor mit üsora abendländischa Vorstellunga vo Menschoreocht und Toleranz nid vereinbar gsi, abr däs ischt doch do Wähler vo der Partei wurscht. Drom mach i jetzt ou a paar Reimle. Vilicht kommond dio ou so guot a. Zum Beispiel: Plakatierte Reime haben kurze Beine. Däs ischt zwor kon reina Reim, abr 's Nivoo vom Strache heot ar ou. Odr: Auch mit blauen Augen kann man doof schaugen. I will mit deom nid dio Blauäugigo abwerta, abor do git as uon – i säg liobor nünt. An andors Reimle: Bioscht a klä dement, kusch mit üs is Parlament. Om deon Spruch wird wohl ko Griss si. So ehrlich ischt ko Partei. Obwohl, Muot händ se dänn scho. Bloß, Muot ischt nid umbedingt a Zoacho vo Intelligenz. A propoo: Uo Reimleplakat vo do Blaua hion i jetz in Vorarlberg niona gseohat: „Daham statt Islam“. Abr döt ischt mor scho klar warum. Däs müßt jo dänn im Muntafu hoafö: „Daheem statt Isleem“, z'Luschnou „Dahoa statt Isloa“, z'Dorobioro „Dahuo statt Isluo“ und so witor. Und däs git jo dänn gär kon Sionn meh. Abgseoho davo, dass der Spruch vo Afang a an Unsiinn ischt.

Übersetzung ins Hochdeutsche:

Bei der letzten Wahl hat eine Partei mit Reimen auf dem Plakat einen ziemlich großen Erfolg gehabt. Der Inhalt ist zwar mit unseren abendländischen Vorstellungen von Menschenrecht und Toleranz nicht vereinbar gewesen, aber das ist doch den Wählern von der Partei egal. Darum mach ich jetzt auch einpaar Reime. Vielleicht kommen die auch so gut an. Zum Beispiel: Plakatierte Reime haben kurze Beine. Das ist zwar kein Reim, aber das Niveau vom Strache hat er auch. Oder: Auch mit blauen Augen kann man doof schauen. Ich will mit dem nicht Blauäugige abwerten, aber da gibt es einen – ich sag lieber nichts. Ein anderer Reim: Bist ein wenig dement, kommst du nicht ins Parlament. Um den Spruch wird wohl kein Gereißte sein. So ehrlich ist keine Partei. Obwohl, Mut hätten sie dann schon. Bloß, Mut ist nicht unbedingt ein Zeichen von Intelligenz. Apropos: Ein Reimplakat von den Blauen habe ich jetzt in Vorarlberg nicht mehr gesehen: „Daham statt Islam“. Aber da ist mir schon klar warum. Das müsste dann im Montafon heißen: „Daheem statt Isleem“, in Lustenau: „Dahoa statt Isloa“, in Dornbirn „Dahuo statt Isluo“ und so weiter. Und das ergibt ja dann gar keinen Sinn mehr. Abgesehen davon, dass der Spruch von Anfang an Unsinn ist.

Österreichischer Charme

Jetzt soll ja dann der österreichische Scharm zum Weltkulturerbe erklärt werro. Ghöro mior dann do ou dazuo, odr git as an oagna Zwaig Vorarlbergar Scharm? Müo mior dann ou säga „Küss die Hand“, odr dürfo mor witor „Hoi!“ säga? Langat as, wenn bloß d’Hot Wolee „gschamsta Diena“ seit, odr müond ou d’Hölzlar vom Muntafu so gschwollo reda? Also i fiond, üsora Scharm ischt zwor a klä ruuch, abr ar heot doch ou sin Raiz. Deon muoß ma unbedingt as Sonderform vom öschtrichischo Scharm dazuo. Do muoß ma halt im Wifi so Fortbildungskurse für Scharmöre abüto. Döt lernat ma dann scharmant lächla (*grinst*), scharmant grüoßo, Tür ufhebo, varbeugo. Und dio ganzo Usdrück us om tägliche liebevolle Omgang, wio Kuofüdo, Luomsüdar, Feotzoschädl, Sukerle und so, dio müo mor dann alle us om Wortschatz striicho. Do kriogt ma dann a Lischto, was ma alls numma säga darf. Und zum Abschluss kriogt ma a Scharmdiplom mit Astecknodl und darf sich uf or Visitokarto „Vorarlbergar Scharmör“ nenno. I gloub, i miold mi glai amol a.

Übersetzung ins Hochdeutsche:

Jetzt soll ja dann der Österreichische Charme zum Weltkulturerbe erklärt werden. Gehören wir dann auch dazu, oder gibt es einen eigenen Zweig Vorarlberger Charme? Müssen wir dann auch sagen „Küss die Hand“, oder dürfen wir weiter „Hoi!“ sagen? Passt es, wenn bloß

die Haute-Volée¹⁴⁴ „gschamsta Diener“¹⁴⁵ ist, oder müssen auch die Hölzer vom Montafon so geschwollen reden? Also ich finde, unser Charme ist zwar auch einwenig rau, aber er hat auch seinen Reiz. Denn muss man unbedingt als Sonderform vom Österreichischen Charme dazunehmen. Da muss man eben im WiFi so Fortbildungskurse für Charmeur anbieten. Dort lernt man dann charmant lächeln, charmant grüßen, Tür aufhalten, verbeugen. Und die ganzen Ausdrücke aus dem täglichen liebevollen Umgang, wie ¹⁴⁶ „Kuofüdlö“¹⁴⁷, Luomsüdar¹⁴⁸, Feotzoschädl¹⁴⁹, Sukerle¹⁵⁰ und so, die müssen wir aus unserem Wortschatz streichen. Da kriegt man dann eine Liste, was man alles nicht mehr sagen darf. Und zum Abschluss kriegt man ein Charmediplom mit Anstecknadel und darf sich auf der Visitenkarte „Vorarlberger Charmeur“ nennen. Ich glaub, ich meld mich gleich einmal an.

Dialekt aptudeit

As söll jo kuona säga, dass üsora Dialekt aut sei. Der ischt total aptudeit. As brucht natürle scho a klevvers Marketing, dass ar ou bi do Kids akut, abr mit ar entspreochondo Promouschn fiondond on ou Tiinis und Twens kuul. Dialekt Reda ischt voll in. As ranschiort im Imitsch Ränking untor do top Ten. Wil im Dialekt bringscht dine Mässitsch vil besser untor d’Jangsters, vo do Ouldīs gār nid z’redat. An richtiga Buum heot do Dialekt i dor Pop- und Rockmusig arleobt. Do gruoft as im Ländle richtig. Und ma muoß säga, dio händ an super Saund domm und vil Pauer. Si händ ou s richtige Filing, und a klä Schou ghört dazuo. Uf all Fäll ischt as all an murds Event. Lüt kommond, dass se an oagne Sekjuriti bruchond. Und alle händ Fan und siond hai und häppi. *(Er schaut auf die Uhr.)* Jetz hion i s richtige Taiming ghio. I achzg Sekunda hion i jetz drißg englische Wörtor us üsoror Omgangssproch untorbrecht.

Übersetzung ins Hochdeutsche:

Dialekt Up to date

Es soll ja keiner sagen, dass unser Dialekt „out“ sei. Der ist total „up to date“. Es braucht natürlich ein cleveres Marketing, dass er auch bei den Kids ankommt, aber mit einer entsprechenden Promotion finden ihn auch Teenies und Teens cool. Dialekt reden ist voll

¹⁴⁴ Anm.: High-Society

¹⁴⁵ Anm.: bedeutet soviel, wie: Ich stehe Ihnen zur Verfügung.“

¹⁴⁶ Anm.: Schimpfwörter

¹⁴⁷ Anm.: Kuhhintern

¹⁴⁸ Anm.: Leimsieder: Leim siedend ist eine eintönige Tätigkeit, die auf denjenigen abfärbt, der sie ausübt

¹⁴⁹ Anm.: Fetzenschädel: Idiot

¹⁵⁰ Anm.: Saukerl

„in“. Es rangiert im Image Ranking unter den Top ten. Weil im Dialekt bringst du deine Message viel besser unter die Jungen, von den Oldies gar nicht zu reden. Einen richtigen Boom hat der Dialekt in der Pop- und Rockmusik erlebt. Da groovt es im Ländle richtig. Und man muss sagen, die haben einen super Sound dort und viel Power. Sie haben auch das richtige Feeling, und einwenig Show gehört dazu. Auf alle Fälle ist es ein Mords-Event. Die Leute kommen, dass sie eine eigene Security brauchen. Und viele Fans sind high und happy. Jetzt habe ich das richtige Timing gehabt. In achtzig Sekunden hab ich jetzt dreißig englische Wörter aus unserer Umgangssprache untergebracht.

Kurzanalyse des Wortschatzes:

- (1) War: Bei „war“ spricht man von Imperfektformen, die der Mundart fremd sind, aber nach und nach von der Schriftsprache eindringen.
- (2) Ma: Bedeutet „man“.
- (3) Odr: Bedeutet soviel wie: Oder nicht? Damit möchte man sich die Aufmerksamkeit des Hörers erringen.
- (4) Nünt: Bedeutet „nichts“.
- (5) Üs: Bedeutet „uns“, vor n+Reibelaut wird der Vokal gedehnt und das „n“ fällt aus. Nur die Walser haben das „n“ beibehalten, bei ihnen heißt es „önsch“.
- (6) Ham: Bedeutet „Daheim“, Bei Satteins und Röns stoßen zwei Formen für das Althochdeutsche „ei“ aufeinander: Im Norden, in Feldkirch und dem Rhein heißt es „hoam“, im Süden bis Bludenz „hääm“. In Satteins und Röns heißt es seit einer Generation „haam“, da man – an den Sprachgrenzen liegend – auf eine dritte Form ausgewichen ist. Dasselbe ist in Bludenz: Dort heißt es: auch „haam“ (zwischen „hääm“ im Norden und „heem“ im Montafon).¹⁵¹
- (7) As: Bedeutet als im Sinne von WIE als Vergleichspartikel.
- (8) Säga: Bedeutet „sagen“: Dieser Umlaut ist im ganzen Land und in fast allen schweizerdeutschen Mundarten üblich.
- (9) Bei einigen Verben hat der Dialekt einen abweichenden, verkürzten Infinitiv. (siehe Kapitel 4)

In seinen Texten bezieht sich der Autor immer auf Vorarlberg, spricht die regionale Gemeinschaft an. Durch den Gebrauch von Dialekt wirkt der Kommentar noch authentischer,

¹⁵¹ Ruoff / Garbiel (1998), S. 118.

die Zuseher fühlen sich direkt angesprochen. Er schließt meist von österreichweiten Themen auf Vorarlberg.

Auch die Wahl des Sprechers ist von großer Bedeutung. Dadurch, dass er den Text in seine Mundart umformuliert, gewinnt er an Glaubwürdigkeit. Werner Mück schreibt in seinem Aufsatz „Fernseh-Journalismus“, dass „neben der Faszination Bilder“ auch ein zweites Phänomen große Macht im Fernsehen hat: die Personalisierung.¹⁵²

6.3. Radio Vorarlberg startet eine Offensive

Es wurde bereits erwähnt, dass sich ebenfalls das Radio an bestimmte sprachliche Richtlinien zu halten hat. Doch immer mehr steigt der Trend zur „eigenen“ Sprache, zur Mundart.

Als Beispiel sei hier Guntram Pfluger, Radiomoderator bei Radio Vorarlberg, zu nennen. Zurzeit moderiert er die Sendungen „Kultur nach 6“ und „im Ländle groovts“. Auf die Frage, ob er Hochdeutsch oder Dialekt sprechen würde, antwortet er:

Beides. – Also es gibt Sendungen wie Kultur nach 6, da spricht man Hochdeutsch und dann hab ich eine eigene Sendung, Im Ländle Groovts, wo vor allem Mundart Pop/Rock Gruppen vorgestellt werden und da mach ich beides. Wenn ich merk, dass der Gesprächspartner im Dialekt spricht und locker spricht, dann mach ich es auch im Dialekt. Ich hab das Gefühl, das ist dann sympathischer.

Immer mehr gehen Moderatoren auf ihre Sprechpartner ein. Wenn jemand während der Sendung anruft und im Dialekt spricht, springt der Moderator um und wechselt somit seine Sprache. Um auch jungen Menschen, die den Dialekt weiter pflegen möchten, eine Chance zu geben, deren Kunst frei gestalten und entfalten zu können, startete Pfluger im Jahr 2002 den Mundart Pop/Rock Wettbewerb. Unter dem Motto „singa wia dr Schnabl gwachsa isch“ können sich junge Künstler vor einem großen Publikum unter Beweis stellen.

6.3.1 Das Projekt

Durch das Projekt MundARTpop/rock-Wettbewerb sollen sich die heimischen Musiker wieder mit den eigenen Wurzeln, dem eigenen Dialekt befassen. Es sollen die Vorarlberger Musikszene unterstützt und die regionalen Eigenheiten gefördert werden. Während in der Schweiz Mundartgruppen die Hitparade stürmten, wollten junge Pop- und Rockmusiker aus Vorarlberg keine Songs im Dialekt machen. Inzwischen hat sich

¹⁵² Werner Mück: Fernseh-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 215.

dies geändert, da einige Künstler von der Radiosendung Heimatjournal gespielt wurden und dies ein regelrechter Boom auf Gruppen die im Dialekt singen ausgelöst hat. Deshalb gibt es einen Wettbewerb für den besten Dialektsong, bzw. die beste MundARTpop/rock-Gruppe. Teilnehmen können Gruppen die sich schon auf diesem Gebiet einen Namen gemacht haben, aber auch Musiker aus anderen Bereichen oder Schul- und Amateurgruppen. Um diesen Effekt noch zu verstärken, sollen sich Gruppen in ihrem Text mit dem Begriff „Vorarlberg“ auseinandersetzen.¹⁵³

Ziel dieses Projekts, das einmal jährlich stattfindet, ist es, junge Künstler zu motivieren, weiterhin Lieder im heimatlichen Dialekt zu komponieren und diese auch zu fördern.

6.3.2. Die Motivation

Vor einigen Jahren war es den Moderatoren noch verboten, Volkslieder zu spielen, da man gemeint hat, dass diese auf eine geringe Hörerschaft stoßen würden. Guntram Pfluger hat als einer der ersten den Versuch gestartet, das Gegenteil zu beweisen. Über die Motivation, so ein großes und vor allem neuartiges Projekt im Raum Vorarlberg zu starten, sagt er:

„[...] es hat so was wie ein Verbot gegeben, dass man im ORF, im Regionalradio heimische Gruppen spielt. Das will das Publikum nicht hören, das hab ich nie geglaubt. Ich glaube auch, dass es die Aufgabe eines öffentlich-rechtlichen Senders ist, heimische Gruppen zu spielen. Wer soll es sonst tun? Die Privaten tun es sicher nicht. Und dann hab ich mir die Frage gestellt, was wäre das Ziel? Und wenn es um Regionales geht, dann geht es auch um Dialekt.“¹⁵⁴

Pfluger setzte damit ein erstes Zeichen in Richtung Dialektförderung durch Medien. Dies blieb nicht ohne Erfolg, denn die Zuseher waren jedes Jahr begeistert und die Bewerbungen der einzelnen Gruppen waren ebenfalls mehr als befriedigend für die Veranstalter. Der Mundart Pop/Rock Wettbewerb ist in Vorarlberg bereits ein Begriff, die Veranstalter möchten diesen Wettbewerb weiter ausbreiten.

6.3.3. Ziele des Projekts

Man möchte sich mit den Deutschen und Schweizer Nachbarn verbünden und den gemeinsamen Sprachbaumstamm nutzen, um junge Künstler durch die Musik an deren Dialekt zu erinnern und das damit verbundene Heimatgefühl zu fördern. Pfluger hat sich nach den letzten sechs erfolgreichen Jahren ein größeres Ziel gesteckt:

¹⁵³ Aus dem Projektkonzept, erstellt von Guntram Pfluger, 2004.

¹⁵⁴ Auszug aus dem Interview mit Guntram Pfluger, Juli 2007.

„Was mir vorschweben würde, was mir ein schönes Ziel wäre, wäre der Bodensee Raum. Also, dass man zum Beispiel mit den Schweizern und den Deutschen irgendwann einmal zusammen arbeitet und die Schweizer am Bodensee und die Deutschen für sich einen Wettbewerb machen und dass man dann am Schluss ein großes Finale macht.“

6.4. „Kurt Kicker“

Der Trainer von FC Sibratsgfall¹⁵⁵, genannt Kurt Kicker, meldet sich in Antenne Vorarlberg als Fußballexperte zu Wort. Er spricht im sogenannten „Bödele Deutsch“¹⁵⁶, das heißt halb Hochdeutsch und halb Dialekt, und kommt aus dem Bregenzer/Dornbirner Raum. Die Idee zu Kurt Kicker ist während der WM 2006 entstanden, Zielgruppe waren die Frauen. Man wollte ihnen somit den Fußball auf lustige Art näher bringen.¹⁵⁷ Das Hauptelement neben dem Sport war das Ländle. Man wollte Regionalität schaffen, die laut Sandra Aberer [ehemalige, langjährige Programmchefin von Antenne Vorarlberg, Anm.] „Identifikation schaffe“, die dem Radiosender sehr wichtig sei.

„Die Sprache dient als Werkzeug, um eine soziale Schicht anzusprechen, aber auch anzugreifen“, sagte Aberer im Interview. Laut Aberer spielt der Dialekt eine sehr wichtige Rolle im Privatrado, jedoch sollten Nachrichtenformate weiterhin auf Hochdeutsch gehalten werden, da man durch den Dialekt „an Glaubwürdigkeit verliert“. Bei „lockeren“ Themen sei der Dialekt aber eine gute Möglichkeit, um den Hörern näher zu kommen. Aberer meint weiters, dass sich der Dialektgebrauch im Radio dort erweitern wird, wo dieser auch Platz hat, zum Beispiel in Comedy-Formaten.

Anhand von zwei Verschriftlichungen wird dieses Format nun untersucht.

¹⁵⁵ Dieser Ort liegt tatsächlich in Vorarlberg, im Bregenzerwald. Die Sendungsverantwortlichen suchten nach einem Ort, in dem es keinen registrierten Fußballverein gab, um niemanden zu beleidigen. In Sibratsgfall war keiner gemeldet.

¹⁵⁶ Matthias Neustädter, Programmchef bei Radio Vorarlberg beschreibt das Bödele-Deutsch folgendermaßen: „Es gibt in gewissen Kreisen, sagen wir in Kreisen der Neureichen, der etwas von sich selber glaubenden besseren Schicht, ja diese Kunstform des Dialekts, das sogenannte Bödele- Deutsch in Dornbirn, das Pfänder-Deutsch in Bregenz, das Ganahl-Deutsch in Feldkirch, usw. Die Namen kommen daher, dass es überall bei den größeren Siedlungsräumen Hänge gibt, die schöne Wohngegenden geboten haben und auch bieten. Und in diesen Hängen haben die besseren, die reicheren Leute gewohnt, deswegen kommt es zu diesen Arten. Das sind Mischungen aus Deutsch, aus Hochdeutsch und Dialekt. Das ist eine Form, über die man sich lächerlich macht. Auch in Songs beispielsweise. Die Gruppe FF hatte einen Song, der heißt High Society, der ist nur in diesem Bödele-Deutsch gehalten.“

¹⁵⁷ Informationen darüber gehen aus einem Interview mit Sandra Aberer, ehemalige, langjährige Antenne Vorarlberg Programmchefin, hervor. Das Interview wurde am 18.04.2008 geführt.

1) Sendung vom 12.03.2008, Dauer: 1:27 Minuten, Thema: „Treue“

Teaser: Antenne Vorarlberg präsentiert: Kurt Kicker, Trainer für alle Lebenslagen.

Kurt Kicker: Gut, Sports, servus, hallo. Da spricht der Kurt Kicker und als Trainer vom FC Sibratsgfall 1B bin ich ja nicht nur sportlicher Mentor, sondern auch im zwischenmenschlichen Bereich Vorbild für meene Athleten, ha. Und gerade beim Thema Treue versteh ich keinen Spaß. Bitte Sepp, Treue ischt wichtig.

Sepp: Wichtig. Und drum hosch du zu besonderen Anlässen no immer den Firmungsanzug an, gell?

Kurt Kicker: Jo, der erinnert mich an die schönen Seiten des Lebens, woascht?

Sepp: Jo, stimmt. Der Kässpätzle Rescht im Schritt klebt scho sit April '84 dort.

Kurt Kicker: Jo, der kommt von unserer letschten Siegesfeier mit dem FC Sibratsgfall 1B. Aber do, luag, der Rasenfleck do am Knü, ha. Verkockrster Fallrückzieher isch des gsi. Ja, döt han i nämlich amol des Dress vergeassa gha wo i no aktiv war.

Sepp: Jo und sogar ghürotet hasch in dem Anzug.

Kurt Kicker: Jo, Firmung, Hochzeit und Fußball. Alles in einem Anzug. Des nenn ich Treue. Aber du als Junggeselle verstesch do gar nix davon.

Sepp: Ja von wegen. I verstand unter Treue den Zeitraum zwischen zwei Seitensprüngen.

Kurt Kicker: Also des isch echt der Hammr.

Teaser: Kurt Kicker, Trainer für alle Lebenslagen. Täglich, auf Antenne Vorarlberg.

2) Sendung vom 12.03.2008, Dauer: 1:26 Minuten, Thema: „Hymne“

Teaser: : Antenne Vorarlberg präsentiert: Kurt Kicker, Trainer für alle Lebenslagen.

Kurt Kicker: Grüäß Gott, servus, hallo. Do spricht der Kurt Kicker und gnz genau 61 Jahre gibt's mittlerweile unsere Öschterreichische Nationalhymne, ha. Kenne da alle, odr? (singt) Land der Berge, Land am Strome. Jo, des täte für Vorarlberg grad o no passa. Ja, aber ich habe mir jetzt gedenkt, jetzt wird's Zit für a Hymne für mine Mannschaft. Jo ich hätt da scho an Titel: OFC Sibradsgfall, ha ha. Jo, also probiera ma amol. (singt) Oh, FC Sibradsgfall-gfall-gfall. Mit dir isch immer hell-hell-hell. Klein aber oho – hollodrio. Dort wo der Trainer got zuhause, dort wo der Fußball noch regiert, dort wo die Menschen noch viel lachen, auch wenn die Mannschaft nur verliert. Oh, FC Sibradsgfall-gfall-gfall, mit dir is immer hell-hell-hell. (spricht) Jo, oder so ähnlich halt.

Teaser: Kurt Kicker, Trainer für alle Lebenslagen. Täglich, auf Antenne Vorarlberg.

In diesen beiden Beispielen hört man den Vorarlberger „Akzent“ deutlich heraus. Charakteristisch sind das rollende „r“ und die Überkorrektheit bei der Aussprache von hochdeutschen Wörtern. Mit dieser Comedy-Sendung sollen die Vorarlberger über sich selbst lachen, aber auch durch den – teilweise – Dialekt Identität verspüren.

Hier wird der Code Mundart gezielt gewählt. Für die Frage der Verständlichkeit lässt sich mit Burgers Worten erklären: „Dort, wo der Sender mit einer Adressatengruppe rechnen kann, die mit der Thematik und dem themengebundenen Vokabular, überhaupt mit den sprachlichen Strategien der Sendung vertraut ist, reduziert sich das Verstehensproblem auf die allgemeinen Schwierigkeiten des Hörverstehens [...]“. ¹⁵⁸

6.5. „Mensch Moser“

Mit dem Arbeitstitel „Rebekka Moser spricht mit dem Ländle“ meldet sich die Antenne Vorarlberg Moderatorin Rebekka Moser jeden Sonntag zu Wort. Der Sender bezeichnet die Sendung folgendermaßen: „Bei Mensch Moser kommen jeden Sonntag Vorarlberger wie Sie und ich zu Wort, aber auch die Prominenz des Landes plaudert über Gott und die Welt. Die Gäste der Sendung gewähren auf akustischem Weg einen tiefen Einblick mitten ins Herz des Ländles, dort wo ganz normale Menschen zu Hause sind.“ ¹⁵⁹

Schon allein die Bezeichnung „Ländle“ kommt aus dem Dialekt und man impliziert somit die „Nähe“ zur Sprache. Reden Politiker im Radio, so sprechen sie Hochdeutsch. Wenn aber „normale Menschen“ ¹⁶⁰ sprechen, dann reden sie in ihrer Sprache, wie sie es gewohnt sind. Und das ist meist der Dialekt. Wäre dieser störend, so würden die Gäste gebeten werden, auf Hochdeutsch zu antworten. Der Moderator aber, der selbst Hochdeutsch spricht, hat nichts dagegen.

Als „normale Menschen“ bezeichnet der Radiosender die Zuhörer, in der Soziolinguistik nennt man sie „Adressaten“. Und diese spielen in diesem Kommunikationsprozess eine entscheidende Rolle. Im einfachsten Fall sieht dieser Prozess folgendermaßen aus:

¹⁵⁸ Burger/Imhalsy (1978), S. 91.

¹⁵⁹ http://antenne.vol.at/1_2670_DEU_HTML.asp (Stand 09.04.2008).

¹⁶⁰ Antenne Vorarlberg bezeichnet die Gruppe, die in dieser Sendung zu Gast ist, als diese.

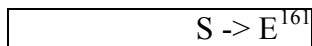


Abb. 1: Kommunikationsprozess nach Burger/Imhalsy (1978)

Daneben gibt es aber auch komplexere Modelle.¹⁶² Bei einem Interview sprechen innerhalb einer Sendung zwei Personen (A,B), der Empfänger hört zu. Es handelt sich nach Burger um zwei vollständige Kommunikationssituationen, die aufeinander bezogen sind:

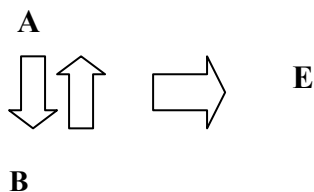


Abb. 2: Interviewsituation nach Burger/Imhalsy (1978)¹⁶³

6.5.1. Beispiele aus der Sendung

Sendung vom 30.03.2008:

Teaser: Mensch Moser, Rebekka Moser spricht mit dem Ländle.

Herzlich willkommen, liebe Hörer, zu einer nicht ganz schmerzvollen Ausgabe von Mensch Moser. [...] Hallo Martin [Giesinger, Gast, Anm.; wird hier weitergeführt als „Gast“]

Gast: Fünf Studios hamr mia mittlerweile. Also isch eher selten der Beruf.

[...] Durch mei Zeichentalent bin i zum Tätowiera ko

Sendung vom 13.03.2008:

RM: Schönen Guten Morgen.

Gast: Von mina sita a an ganz a schöna Guata Morga.

Sendung vom 06.03.2008:

Gast: Miss Vorarlberg 2008, Carmen Ender [im Folgenden als “Gast”]

RM: Mir gegenüber sitzt die neue Miss Vorarlberg, Carmen aus Lustenau. [...] Carmen, du schönste Frau des Landes, bist du eigentlich stolz auf dich?

Gast: Jo, stolz auf jeda Fall. Mol, hätt i o net denkt, dass i amol. Halt, weil i hab mi eigentlich selber o net bewerben wollen, das war eigentlich nur vom Papa – so a klee aufgmuntert.

An diesen drei Beispielen merkt man den Unterschied Moderator-Gast. Während man bei der Moderatorin den Vorarlberger Einfluss zwar (lautlich) merkt, sie dennoch Hochdeutsch

¹⁶¹ Burger/Imhalsy (1978), S. 91.

¹⁶² vgl. Burger/Imhalsy (1978), S. 91-93.

¹⁶³ Aus: Burger/Imhalsy (1978), S. 92.

spricht, sprechen die Gäste im Dialekt beziehungsweise bemühen sie sich, deutlich zu sprechen, verfallen aber immer wieder in die Mundart zurück.

Matthias Neustädter, Radio Vorarlberg Programmchef, meint auf die Frage, ob er im Radio Dialekt oder Hochdeutsch sprechen würde:

„Es kommt auf das Thema drauf an. Ist es ein ernstes Thema, ist Hochdeutsch unsere Sendesprache und natürlich auch meine. Aber ist das Thema eines, das Mundart im erweiterten Sinne zum Thema hat, sprechen wir Dialekt. Letzten Samstag hatten wir beispielsweise das Finale vom Mundart Pop/Rock Wettbewerb von Radio Vorarlberg in Feldkirch, da gab es eine vierstündige Live-Übertragung. Ich wurde danach interviewt und habe in Mundart geantwortet. Ein anderer Fall ist wieder ein längeres Interview, das auch eher unterhaltenden Charakter hat - dann ist das eine Mischung. Dann werden die Fragen in Hochdeutsch gestellt. Je nachdem wie der Interviewpartner zurückantwortet, hält man teilweise - weil es eine Gesprächssituation sein soll - keine Frage-Antwort, Frage-Antwort – sondern ein Miteinander-Reden. Da falle ich persönlich teilweise in die Mundart zurück.“¹⁶⁴

6.6. Die Vorarlberger Zeitungen als Identitätsvermittler

Auch in Zeitungen finden sich hie und da dialektale Einflüsse, die meist nicht direkt wahrgenommen werden. Susanne Schwarz, Redakteurin bei „Die Neue“, sagt dazu:

„Ich habe mir gedacht, ob sich nicht unbewusst Wörter wie „am Morgen kaufte er sich ein Brötchen“ einschleichen. Wir würden schreiben: „am Morgen“ und der Rest der Österreicher würde schreiben „in der Früh kaufte er sich ein Brötchen“. Dass in die hochdeutsche Sprache Begriffe einfließen, das ist mir selber auch passiert.“¹⁶⁵

Der Dialekt wird in den Vorarlberger Nachrichten auch als gezielt eingesetztes Stilmittel verwendet. Gabi Fleisch, eine sehr bekannte Kabarettistin, schreibt täglich ein kurzes Gedicht zu einem aktuellen Thema im Dialekt. Dieses erscheint im Lokalteil auf der ersten Seite. Vielen Vorarlbergern fällt das Schreiben im Dialekt viel schwerer, obwohl sie in diesem sprechen. Einige Ausschnitte aus ihrem Spruch-Band:

11.04.2008¹⁶⁶

Soso, as würd also ko Leistungskürzunga gia, Frau Kdolsky? "Wer`s glaubt, wird Selig". Abr zum Selig wörra brucht as z` escht a Wundr!

¹⁶⁴ Interview mit Matthias Neustädter, Ort: Vorarlberg, Dornbirn im Juni 2008.

¹⁶⁵ Interview mit Susanne Schwarz, geführt im Sommer 2007 im Medienhaus.

¹⁶⁶ Dialekt-Gedichte wurden entnommen von Gabi Fleisch' Homepage:

http://www.gabifleisch.at/gphp/spruchreif_liste_g.php?a=view (Stand 16.04.2008) All diese Ausschnitte sind in den Vorarlberger Nachrichten erschienen. (Erscheinungsdatum siehe jeweils oben)

07.04.2008

A klenns Fleackle blaua Himml zwüaschat da Reagawolka – nur a klenns – und schon luagad die ganz Wealt wiedr a kle himmlischer us!

04.04.2008

I da Zittig schtot: "Stress fördert die Bildung Freier Radikalen in der Haut". Drum blieb i hüt gad da ganz Tag stressfrei und radikal im Bett!

„Geschriebene Texte sind prinzipiell monologisch.“¹⁶⁷ Auch wenn ein Adressat angesprochen ist, eine Antwort ist nicht gleich möglich. Der Autor kann sich besser zum Empfänger distanzieren. Im Fall von Gabi Fleisch ist aber das Gegenteil vorhanden: Sie möchte mit der Wahl des Dialekts ihre Leser ansprechen, auch wenn keine direkte Anrede besteht. Durch die Interaktion von Sprache und Inhalt lässt sich folgendes Modell herleiten:

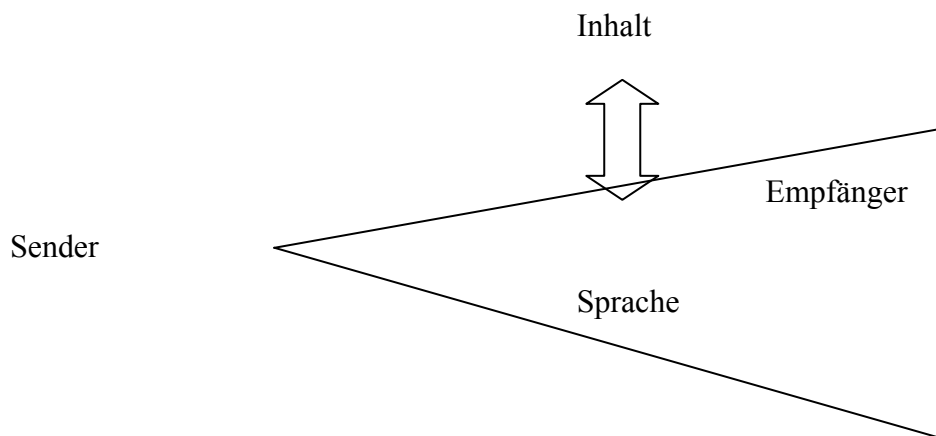


Abb. 3: Hergeleitetes Modell zur Zeitungssprache

In der Zeitungssprache herrscht, wie oben bereits erwähnt, eine größere Distanz zwischen Sender und Empfänger vor. Gabi Fleisch lässt diese aber durch den Einsatz von Dialekt „verschwinden“.

Die Abbildung – ausgehend von der Burgers/Imhalsys - soll darstellen, in welchem Verhältnis der Sender zum Empfänger steht, wenn der erstere nicht nur durch den Inhalt der Meldung, sondern auch durch die Sprache einen „Draht“ zum Leser erzeugt. Das Dreieck stellt die Gemeinsamkeiten des Senders und Empfängers dar – sie verbindet die Sprache. Der Inhalt gehört zwar auch zu diesem Schema, jedoch nicht in das Dreieck, welches die persönliche, private Seite des Empfängers darstellt.

¹⁶⁷ Burger/Imhalsy (1974), S. 111.

7. Exkurs: Die Sprachidentität in der Deutschschweiz

Auch die Deutschschweiz kennt mit dem gesprochenen Schweizerdeutsch und dem geschriebenen Hochdeutsch zwei sprachbedingte Identitäten. Das Hochdeutsch wird in der gesprochenen Sprache von 65% der Schweizer nicht gebraucht. In der Schweiz pflegt man die eigenen sprachlichen Varianten des Hochdeutschen. Die Hochsprache heißt in der Schweiz „Schriftdeutsch“ oder „Hochdeutsch“ und ist die Form, die vor allem geschrieben und gelesen wird.¹⁶⁸ Die Mundart ist die „selbstverständliche Umgangssprache aller sozialen Schichten“.¹⁶⁹ Es gibt darüber hinaus einige Regeln, die sich von jenen in Österreich und Deutschland unterscheiden: man schreibt ss statt ß, spricht kein stimmhaftes –s und betont die Fremdwörter auf der ersten Silbe. Der Ausdruck „Schweizer Hochdeutsch“ bezeichnet das Standarddeutsch in der Schweiz. Auch das schweizerische Standarddeutsch unterscheidet sich von den nicht standardisierten Schweizer Dialekten. Es hebt sich jedoch auch in zahlreichen Begriffen und Wendungen vom Standarddeutsch Deutschlands und Österreichs ab. Mundart wird ausnahmslos von allen sozialen Schichten gesprochen. Ihr Geltungsbereich reicht im pragmatischen Sinn weit über den in Österreich oder Deutschland hinaus. Sie ist dort nicht nur die Sprache im familiären Umgang, sondern auch im öffentlichen Bereich.¹⁷⁰ Die emotionell geprägten Antworten finden sich in Roland Ris' Aufsatz „Dialekte und Sprachbarrieren aus Schweizer Sicht“:

- 1) Die Mundart ist der Ausdruck des nationalen Selbstbewusstseins.
- 2) Der allgemeine Gebrauch der Mundart widerspiegelt den demokratischen Charakter unserer Gesellschaft.
- 3) Nur in der Mundart lässt sich Gefühlsmäßiges adäquat ausdrücken.
- 4) Die Mundart ist der Hochsprache gegenüber mindestens gleichwertig, wenn nicht sogar überlegen.¹⁷¹

Im Unterschied zu Deutschland und Österreich ist die Wahl der Sprachform nicht mit Sozialprestige verbunden.¹⁷²

¹⁶⁸ vgl. Siebenhaar / Wyler (1997), S. 9.

¹⁶⁹ Siebenhaar / Wyler (1997), S. 9.

¹⁷⁰ Vgl. Ris, Roland: Dialekte und Sprachbarrieren aus Schweizer Sicht. In: Bausinger u.a (1973), S. 34-63.

¹⁷¹ Ris, Roland: Dialekte und Sprachbarrieren aus Schweizer Sicht. In: Bausinger u.a (1973), S. 35.

¹⁷² vgl. Siebenhaar / Wyler (1997), S. 11.

Die schweizerdeutschen Dialekte bilden das Höchst- und Hochalemannische mit Ausnahme des Baseldeutschen und der Mundart von Samnaun, wo eine tirolerische Mundart gesprochen wird.¹⁷³ In der Schweiz werden die Mundarten mit den Kantonsnamen bezeichnet.

Die Schriftsprache

Grundsätzlich schreibt man in der Deutschschweiz gleich wie in Österreich. Folgende Unterschiede gibt es aber dennoch: die Ligatur *ß* wird nicht verwendet.¹⁷⁴ Im Bereich der Verbformen finden sich oft Ausdrücke vor, die in Österreich als veraltet angesehen werden: *du wünschtest, du fandest*, etc.¹⁷⁵ Auch viele Nomen unterscheiden sich im Artikel, wie zum Beispiel *der Salami, der Butter, der Drittel. Grillieren, parkieren* stehen für grillen und parken.

7.1. Mediensprache in der Deutschschweiz

In der Verwendung der Hochsprache beziehungsweise der Mundart sind die staatlichen Sender von den privaten Lokalsendern zu unterscheiden. Laut Siebenhaar, Wyler darf das Schweizer Hochdeutsch nicht nach deutschem Deutsch klingen.¹⁷⁶ Sie schreiben weiter, dass es etliche Protestbriefe seitens der Zuschauer gab, als die Nachrichtensprecher Texte in reinen Bühnenhochdeutsch vorlasen.¹⁷⁷ „In der Verwendung der Hochsprache bzw. der Mundart sind die staatlichen Sender von den privaten Lokalsendern zu unterscheiden.“¹⁷⁸ Private Sender verwenden auch Mundart.¹⁷⁹ Den Sendeverantwortlichen sind keine Grenzen gesetzt. In der Regel ist es so, dass die Mundart immer öfter verwendet wird. Jedoch wird nicht innerhalb einer Sendung gewechselt, viel eher werden die Sendungen, die auf Hochdeutsch gehalten werden, abgesetzt und neue Mundart-Sendungen kommen. Nicht anders als in Österreich ist es so, dass die Medien um die Gunst ihrer Zuseher sowie Zuhörer kämpfen, indem sie um die „Publikumsnähe“ wetteifern. Diese äußert sich in der Verwendung des Dialekts. Die Standardsprache hat sich noch im Kulturbereich halten können.¹⁸⁰ Die 1983

¹⁷³ Siebenhaar / Wyler (1997), S. 24.

¹⁷⁴ vgl. auch Siebenhaar / Wyler (1997), S. 34.

¹⁷⁵ Beispiele aus: Siebenhaar/Wyler (1997), S. 34.

¹⁷⁶ vgl. Siebenhaar / Wyler (1997), S. 16.

¹⁷⁷ vgl. Siebenhaar / Wyler (1997), S. 16.

¹⁷⁸ Siebenhaar / Wyler (1997), S. 19.

¹⁷⁹ Schätzungen ergeben, dass sich die ursprüngliche Verteilung von 60% Sendungen in der Hochsprache zu 40% im Dialekt in den letzten 20 Jahren ins Gegenteil gewandelt hat. Aus: Siebenhaar/Wyler (1997), S. 19.

¹⁸⁰ Siebenhaar / Wyler (1997), S. 20.

eingeführte Zulassung von Privatradios hat die Mundart noch verstärkt.¹⁸¹ Auch im Fernsehen gibt es mittlerweile immer mehr Formate im Dialekt, wie zum Beispiel Talkshows, Diskussionen, auch zu politischen Themen.

Zum Stichwort „regional“ nennt Burger (1984) „ein ganzes Bündel von Faktoren“.¹⁸² Gemeint sind Sendungen, die sich an ein „räumlich begrenztes Publikum richten“.¹⁸³ Besonderen Symptomwert haben jene Situationen, in denen miteinander konkurrierende Faktoren auftreten und sich das Problem der Hierarchie der Faktoren stellt.¹⁸⁴ Der pragmatische Faktor ist die Schriftlichkeit.¹⁸⁵ Früher hat man die Texte auf Hochdeutsch verfasst und sie dann in die Mundart ad hoc übersetzt. Heute werden sie von vornherein in Mundart geschrieben. Ein Beispiel wäre die „Presseschau“, die in den Anfängen nur auf Hochdeutsch vorgetragen wurde. Als sie dann im Rahmen des „Rendez-vous am Mittag“ präsentiert wurde, ist sie gemischtsprachig geworden. Hier nennt Burger als überlappenden Faktor die sprachliche Umgebung der Gesamtsendung, nämlich Mundart. Als weiteres Beispiel nennt Burger die nicht-schweizerdeutsche Muttersprache eines der beteiligten Gesprächspartner. Hier ist es so, dass im Dialog eine Anpassung an den Gesprächspartner stattfindet. Laut Burger ist es heute noch so, wenn das Gespräch klar isoliert von etwaigen mundartlichen Kommunikationsprozessen in der Sendung stattfindet.¹⁸⁶ Probleme ergeben sich aber dann, wenn der Journalist nicht nur das Interview führt, sondern den ganzen Beitrag gestaltet. Hier muss er sich entscheiden, ob er das Gespräch der Sendung oder dem jeweiligen nicht-deutschschweizerischen Gast anpasst. Daraus lässt sich schließen, dass sich in der Deutschschweiz vermehrt Code-Switching-Situationen entwickeln. Nach Burger ist deutschschweizerische Sprachsituation durch Instabilität und Unsicherheit gekennzeichnet. „Der Deutschschweizer glaubt, in seiner Mundart mehr er selber zu sein. Er fasst sie als vertrauter auf als das Hochdeutsche und zeigt daher mehr Bereitschaft, zu verstehen.“¹⁸⁷

Grundsätzlich wird der Entscheid, ob Hochdeutsch oder im Dialekt gesprochen wird, „schriftlich oder mündlich fixiert, aber auch als Konvention unbewusst und unreflektiert tradiert.“¹⁸⁸

¹⁸¹ vgl. Siebenhaar / Wyler (1997), S. 20.

¹⁸² Burger (1984), S. 221.

¹⁸³ Burger (1984), S. 221.

¹⁸⁴ vgl. Burger (1984), S. 222.

¹⁸⁵ vgl. Burger (1984), S. 222.

¹⁸⁶ vgl. Burger (1984), S. 225.

¹⁸⁷ Burger (1984), S. 237.

¹⁸⁸ Burger (2005), S. 377.

Auch in den österreichischen Medien wird die Sprache der Deutschschweiz kritisch angesehen. So schreibt ein Journalist in der Tageszeitung „Die Presse“ folgendes zum Dialektgebrauch in der Schweiz:

© Die PRESSE (Wien), 17.7.1996¹⁸⁹

Zuviel Schwyzerdütsch

Hochdeutsch droht in der Schweiz zur ungeliebten Fremdsprache zu werden. Das schafft Probleme.

Von unserem Mitarbeiter THOMAS GERBER

ZÜRICH. Die Forderungen lauten immer gleich: In den Sendungen der öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten der Schweiz soll endlich wieder mehr Hochdeutsch gesprochen werden. Verstehen die Schweizer bald nur noch sich selbst? Auch die Bildungsminister der Schweizer Kantone sind besorgt. Der zunehmende Gebrauch der Mundart in Sendungen der elektronischen Medien, so die Minister in einer Eingabe an die Bundesregierung, "widerspricht dem Gebot der nationalen Solidarität". Forciertes "Schwyzerdütsch" erschwere die Bemühungen der Schulen für "eine gute Pflege der deutschen Hochsprache".

Mit dem Tadel rennen die Schulmeister der Nation hilflos gegen den Trend an. Im eidgenössischen Alltag hat die Mundart, die gesprochen, aber nicht geschrieben wird, wie nie zuvor Hochkonjunktur. Die Medien spiegeln diesen Wandel: Mehr als jeder zweite Beitrag in den öffentlich-rechtlichen TV- und Rundfunkprogrammen wird in Mundart gesprochen. Noch werden die Nachrichten auf Hochdeutsch verlesen. In Interviews mit Politikern wird aber "Schwyzerdütsch" gesprochen. Das hat System: "Unseren Dialekt kann niemand kopieren", betont Peter Schellenberg, Direktor des Schweizer Fernsehens DRS. Er versucht mit Dialekt die harte TV-Konkurrenz aus dem deutschsprachigen Ausland abzuwehren.

Die Unabhängige Beschwerdeinstanz, (UBI), eine Art Aufsichtskommission, macht jetzt dagegen Front: Die Behauptung, Mundart komme beim Publikum besser an, sei nicht bewiesen. "Aber vor allem werden mit dem Dialekt die Romands und Tessiner vor den Kopf

¹⁸⁹ Presseartikel der Homepage <http://www-oedt.kfunigraz.ac.at/Seiten/OEDT/schwyzrd.html> entnommen. (Stand: 22.08.2008).

gestoßen, die sich über das Geschehen in der Deutschschweiz orientieren wollen", kritisiert die UBI.

Identität ist wichtiger

Hoch- bzw, Schriftdeutsch empfinden viele Eidgenossen als eine amtliche Sprache, die sie vor allem aus der Schulzeit kennen. Die rund 4,5 Millionen Deutschschweizer, im kleinen Alpenland als mächtige Mehrheit tonangebend, kommen sich im deutschen Sprachraum als Minderheit verloren vor. Mundart ist für die Identität junger Schweizer wichtiger, ergab eine großangelegte Umfrage, als dem deutschen Kultur- und Sprachraum anzugehören.

Doch fährt ein Westschweizer in die von ihm ohnehin wenig geschätzte Finanzmetropole Zürich, so versteht er dort meistens kein Wort. Denn niemand macht sich die Mühe, mit dem Westschweizer Hochdeutsch zu sprechen. Auf eigene Art hat das Schweizer Fernsehen die Dialekthürden inzwischen aus der Welt geschafft. Wenn die TV-Station 3SAT an Werktagen das Schweizer Nachrichtenmagazin " 10 vor 10 " aus Zürich zu nachtschlafener Zeit übernimmt, werden die Verständigungskrücken gleich mitgeliefert: deutsche Untertitel.

Schon vor mehr als zehn Jahren machte man sich Gedanken über die Verwendung des Dialekts in den Medien – geändert hat sich nichts, das Schweizerdeutsch ist präsenter denn je. Nachzulesen in den folgenden Unterkapiteln.

7.1.1. Die Sprache im Fernsehen

Am Schweizer Fernsehen DRS wird Schweizerdeutsch und Hochdeutsch gesprochen. Dies führt immer wieder zu intellektuellen Kontroversen. Das Fernsehen versäume, etwas zur Deutschkompetenz der Bürger beizutragen, monieren die einen; Dialekt verhindert den Austausch über die Sprachgrenzen und verstoße damit gegen die Konzession, kritisieren die anderen. Schweizerdeutsch schaffe Publikums- und Alltagsnähe, stärke das Profil gegenüber der deutschen Konkurrenz, entgegnen die Fernsehschaffenden. (Helen Christen, Professorin für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Freiburg)¹⁹⁰

In der „Tagesschau“ wird Hochdeutsch gesprochen, in der „Arena“¹⁹¹ Schweizerdeutsch.¹⁹² Die „Rundschau“ wechselt zwischen Hochdeutsch und Dialekt.¹⁹³ In der Sendung „Arena“

¹⁹⁰ Aus: Bardet (2003), S. 340.

¹⁹¹ Arena ist eine kontradiktorische Diskussionssendung zu aktuellen, innen- und gesellschaftlichen Themen. Sie will die entsprechenden Tendenzen und Entwicklungen in der Schweiz abbilden und zur Meinungsbildung beitragen. Als Mittel dazu verwendet die die kontroverse Diskussion in einem schweizerisch-demokratischen Verständnis. Aus: <http://www.sf.tv/sf1/arena/manual.php?docid=sendungsportrait>, Stand 22.08.2008.

¹⁹² Christen, Helen: Fernsehsender benutzen die Alltagssprache. In: Bardet (2003), S. 341.

¹⁹³ Christen, Helen: Fernsehsender benutzen die Alltagssprache. In: Bardet (2003), S. 341.

wird im Dialekt diskutiert, so wird für das Publikum ein Identifikationspotenzial geboten. Um den hohen Dialektgebrauch in dieser Sendung darzustellen, wurde eine Tabelle erstellt, die den Zeitraum von einem Monat (13.06.2008 – 04.07.2008) zeigen soll.¹⁹⁴

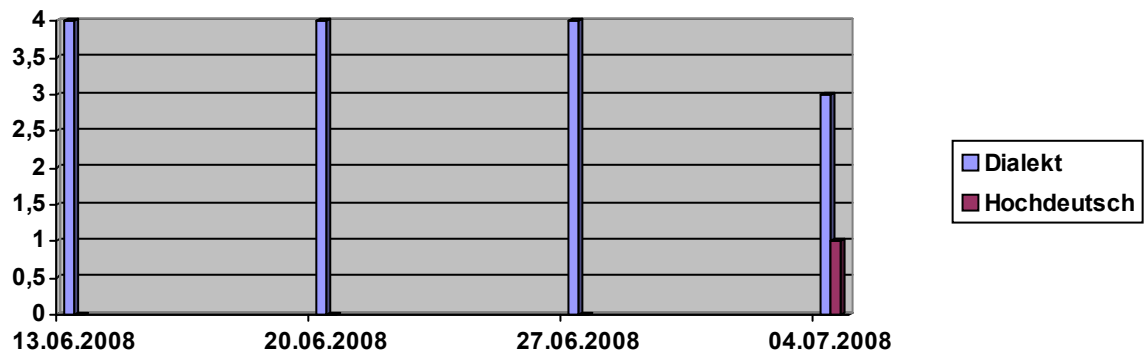


Abb. 4: Man sieht in dieser Abbildung, dass der Dialektgebrauch zu 100% vorhanden ist. Die Auswertungen gehen immer von vier geladenen Gästen aus.

In der Nachrichtensendung „Schweiz aktuell“ wird für sämtliche Texte der Dialekt gewählt, wenn es sich um lokale Ereignisse handelt. „Es kommt diejenige Sprachform ins Spiel, die mit Kleinräumigkeit assoziiert wird, wenn aus der kleinen Welt, aus der lokalen Nähe des Publikums berichtet wird.“¹⁹⁵

In der Nachrichtensendung „10vor10“ möchte man sich nicht auf eine Sprachform festsetzen. Hier wechselt Hochdeutsch mit dem Dialekt. In Interviews mit Deutschschweizern wird von der Hochsprache abgewichen.¹⁹⁶ „Die Offizialität und Seriosität, die wir der Hochsprache zuschreiben, und die Direktheit und Authentizität, die wir dem Dialekt beimessen, werden genutzt, um Sendeteile unterschiedlich zu profilieren und zu einem Ganzen zu verbinden.“¹⁹⁷

Nicht jeder ist aber mit dem Dialekt in Fernsehsendungen einverstanden. So kann man sich in der Schweiz bei der Unabhängigen Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI) über Themeninhalte, oder sonstiges beschweren. Hier gingen auch Beschwerden über den Dialektgebrauch in Sendungen ein, wie zum Beispiel dem Wetterbericht „Meteo“, der früher auch Hochdeutsch, von einem Tag auf den anderen aber im Dialekt gehalten wurde. In einer Beschwerde an die UBI wurde Beschwerde eingereicht, Gebührenzahler, welche Mundart

¹⁹⁴ Die Sendungen sind im Podcast auf <http://www.sf.tv/podcasts/feed.php?docid=arena> nachzuschauen.

¹⁹⁵ Christen, Helen: Fernsehsender benutzen die Alltagssprache. In: Bardet (2003), S. 344.

¹⁹⁶ vgl. Christen, Helen: Fernsehsender benutzen die Alltagssprache. In: Bardet (2003), S. 346.

¹⁹⁷ Christen, Helen: Fernsehsender benutzen die Alltagssprache. In: Bardet (2003), S. 346.

nicht verstanden, würden dadurch ausgegrenzt.¹⁹⁸ So heißt es in einer Erklärung der UBI, dass die Verwendung von Mundart zwar eine kulturelle Identität darstellt, jedoch auch problematisch angesehen werden kann, da sie einen Teil der Rezipienten ausschließt. Jedoch konnte nachgewiesen werden, dass an dieser Sendung kein „die Sprach- und gar die Landesgrenzen übergreifendes Interesse an der Wettersendung.“¹⁹⁹

7.1.2. Vergleich des Gebrauchs der Dialekte in den Printmedien

Zur Untersuchung wurden jeweils zehn Artikel aus dem Ressortbereich „Lokales“ auf Dialektgebrauch verglichen. Herausgestrichen wurde der Wortschatz, die Orthographie und die Semantik.

Exkurs: Helvetismus

„Die Hauptvarietäten des Deutschen sind österreichisches Deutsch, Schweizerhochdeutsch und Binnendeutsch. Die hochsprachlichen Varietäten der Schweiz und Österreichs werden ‚Helvetismen‘ und ‚Austriazismen‘ genannt.“²⁰⁰ Bei der Benennung der Varietät für Deutschland hat man sich auf „Teutonismus“ geeinigt. Das folgende Beispiel soll diese Begriffe verdeutlichen:

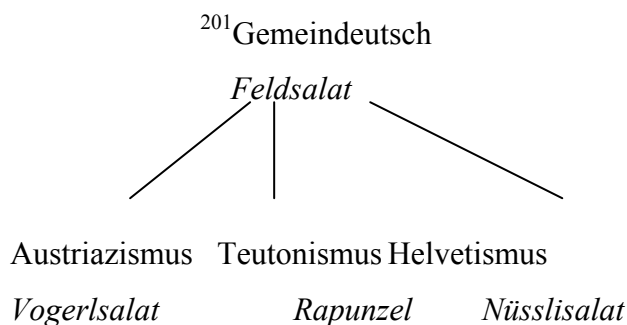


Abb. 5: Quelle: Rash, Felicity (2002)

Das Schweizerhochdeutsch unterscheidet sich aber nicht nur im Wortschatz vom Hochdeutschen. Rash (2002) betont noch fünf weitere Differenzierungsmerkmale:

¹⁹⁸ http://www.ubi.admin.ch/de/dokumentation_medienmitteilungen.htm?msg-id=6822&msg-lang=de (Stand: 19.09.2008).

¹⁹⁹ http://www.ubi.admin.ch/de/dokumentation_medienmitteilungen.htm?msg-id=6822&msg-lang=de (Stand: 19.09.2008).

²⁰⁰ Rash (2002), S. 132.

²⁰¹ Rash (2002), S. 133.

- I. Orthographie
- II. Phonologie
- III. Morphologie
- IV. Syntax
- V. Semantik²⁰²

Ad I.) Das „ß“ findet man in der Deutschschweiz nur selten, in der Schule wird es auch nicht unterrichtet.²⁰³ Die Umlautzeichen werden häufig durch <e> ersetzt. Als letzte Tageszeitung stellte die NZZ am 4. November 1974 den Gebrauch von „ß“ ein.

Zur sSchreibung:

Mit der Rechtschreibreform sind im Bereich Laute und Buchstaben die Regeln für die Schreibung von Doppels (ss) und Eszett (ß) geändert worden. Seit dem Verschwinden der deutschen Schreibschrift aus den Schweizer Schulstuben, seit 1934 ungefähr, wird das Eszett im schweizerischen Allgemeingebrauch nicht mehr eingesetzt. Mit der Einführung von lochbandgesteuerten Bleisetzmaschinen wurde das Erfassen von Texten in den Zeitungsbetrieben immer mehr von Leuten ausgeführt, die nicht Schriftsetzer waren und die die EszettRegeln nicht kannten. Dies führte zu unzähligen Korrekturen und zu für die Zeitungsproduktion teilweise problematischen Verzögerungen. Die «Neue Zürcher Zeitung» entschied daher vor über 25 Jahren, ab 4. November 1974, als letzte schweizerische Tageszeitung, ebenfalls kein Eszett mehr zu setzen. Einige Schwarzkünstler weinten diesem Zeichen wohl noch ein paar symbolische Tränen nach, von der Leserschaft wurde dieser «Verlust» aber kaum bedauert. In der Schweiz und auch in der NZZ wird trotz der Reform Eszett weiterhin nicht mehr verwendet. (NZZ, 15.05.2000 Nr.112)²⁰⁴

Ad II.) Das Schweizerhochdeutsch hat kurze Vokale, wo das Hochdeutsche lange hat. Zum Beispiel: *Krebs*, *Busse*.²⁰⁵ In vielen Fremdwörtern wird der Buchstabe <y> wie /i/ ausgesprochen. Zum Beispiel: *Gymnasium*, *Pyjama*.²⁰⁶ Die Konsonanten <ch> werden als /x/ ausgesprochen, <v> wird im Schweizerhochdeutschen /f/ ausgesprochen. Das /r/ wird nicht vokalisiert, sondern als [r] ausgesprochen und am Wortanfang werden die stimmlosen Verschlusslaute /p/, /t/, /k/ vor Vokalen unbehaucht ausgesprochen, die stimmhaften Verschlusslaute /b/, /d/, /g/ oft lenisiert.²⁰⁷ Vielfach wird die erste Silbe betont, im Gegensatz zum Hochdeutschen, wo die zweite oder dritte Silbe betont wird.

²⁰² Rash (2002), S. 135.

²⁰³ vgl. Rash (2002), S. 135.

²⁰⁴ Neue Zürcher Zeitung, Feuilleton. Nr. 112, 15.05.2000, S. 1-16, S. 1-2.

²⁰⁵ Rash (2002), S. 137.

²⁰⁶ Rash (2002), S. 137.

²⁰⁷ Rash (2002), S. 138.

Ad III.) Einige Nominalsuffixe werden anders gebraucht als im Hochdeutschen, wie zum Beispiel: *-ung* oder *-ler*. Andere werden von der Mundart übernommen, etwa *-et* oder *-ete*. Diminutive werden mit einem *-i* Suffix gebildet. Das Verbalsuffix *-ieren* kommt im Schweizerhochdeutschen dort vor, wo normalerweise das *-en* kommt. Zum Beispiel: *grillieren, parkieren*.²⁰⁸

Ad IV.) Die Genera unterschieden sich meist, wie zum Beispiel: *der Drittel, die Koffer*.²⁰⁹ Das Dativobjekt ersetzt ein Genitivobjekt. Zum Beispiel: *Gedenken Sie mir*.²¹⁰ Viele Verben fordern weiters den Dativ, wo im Hochdeutschen der Akkusativ gebraucht wird. Einige Präpositionen haben besondere Bedeutungen: *ab der Fremde kommen*.²¹¹

Ad V.) Zahlreiche Wörter weichen in ihrer Bedeutung vom Hochdeutschen ab.

Um den Stellenwert des Dialekts in den Schweizer Medien zu veranschaulichen, wurden die NZZ und die VN miteinander verglichen. Gewählt wurden die Ressorts „Lokales“ und „Kultur“.

	Wortschatz	Orthographie	Semantik
NZZ	12	67	2
VN	9	5	0

Abb.6: „Lokales“

Während in den Schweizer Medien im Ressort „Lokales“ die Orthographie am meisten heraussticht, ist der Dialektgebrauch in den Artikeln als fast gleichwertig zu betrachten. In dieser Tabelle merkt man die großen Unterschiede zwischen dem Sprachgebrauch in den Schweizer und den Vorarlberger Medien.

Bei Kulturthemen wird in Vorarlberg das Hochdeutsch favorisiert, wie die folgende Tabelle zeigt. Auch in der NZZ nimmt der Dialektgebrauch um ein Drittel ab.

²⁰⁸ Rash (2002), S. 138-139.

²⁰⁹ aus: Rash (2002), S. 141.

²¹⁰ Rash (2002), S. 141.

²¹¹ Rash (2002), S. 141.

	Wortschatz	Orthographie	Semantik
NZZ	4	45	0
VN	0	0	0

Abb. 7: „Kultur“

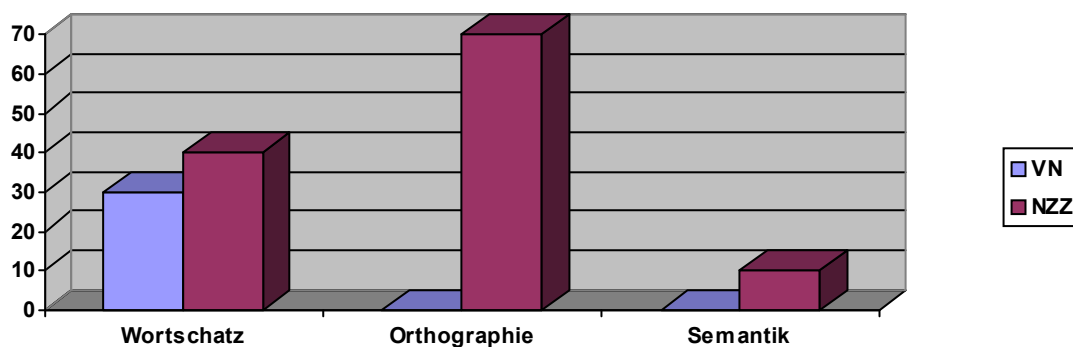


Abb. 8: Prozentwerte, „Lokales“

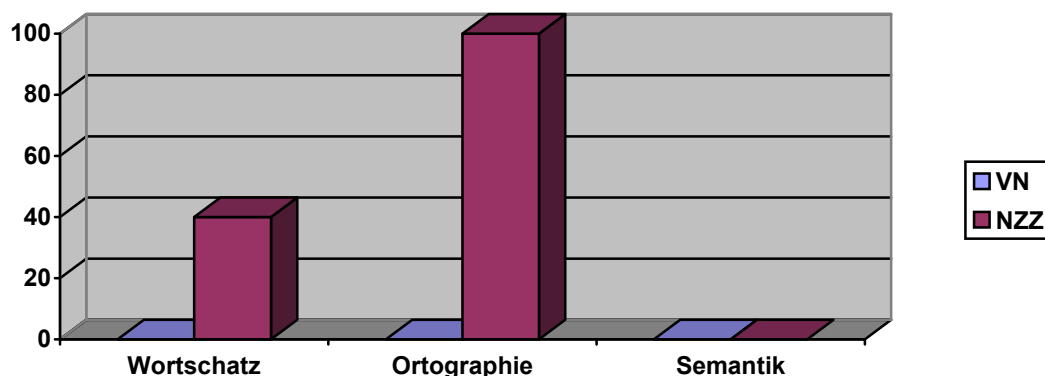


Abb. 9: Prozentwerte, „Kultur“

In diesen beiden Tabellen sieht man die Häufigkeit der Verwendung des Wortschatzes, der Orthographie und der Semantik. Den größten Unterschied sieht man in der Verwendung des Wortschatzes, der im Ressort „Kultur“ bei der VN wegfällt und bei der NZZ deutlich zurückgeht.

Burger (2005) teilt die Wahl der Sprachform in zwei Regeln ein:

- 1) Traditionelle Verteilungen: Es gibt Bereiche von Sendungen, die seit langem einer bestimmten Sprachform (in dem Fall dem „Hochdeutsch“) zugeordnet sind. So ist die

Fußballreportage auf Hochdeutsch, während andere Sportreportagen im Radio in Mundart gehalten werden.²¹²

- 2) Pragmatische Art: Die Sprachwahl ist an den jeweiligen kommunikativen Prozess orientiert, d.h. jenen Faktoren, die von den Journalisten als dominant empfunden werden. Zu den global dominanten Faktoren zählt Burger das Alter des Rezipienten. Sendungen für Kinder werden in der Schweiz zum Beispiel in Mundart formuliert. Ein weiterer Faktor ist die Regionalsendung. Diese wird auch in Mundart gesprochen.²¹³

²¹² vgl. Burger (2005), S. 377.

²¹³ vgl. Burger (2005), S. 337-338.

8. Umfrage

Eine Umfrage soll die in der Arbeit besprochenen Themen abrunden. Gefragt wurden folgende Bereiche:

- Der Vorarlberger Dialekt
- Dialekt und Identität
- Dialekt und Medien

Der Fragebogen sah so aus:

Frage1

In Vorarlberg gibt es viele verschiedene Dialekte. Fühlen Sie sich zu einer Gruppe zugehörig oder sehen Sie Ihren Dialekt als Vorarlbergerisch an?

Frage2

In Vorarlberg gibt es viele verschiedene Dialekte. Fühlen Sie sich zu einer Gruppe zugehörig oder sehen Sie Ihren Dialekt als Vorarlbergerisch an?

- Ich fühle mich einer bestimmten Region zugehörig.
- Ich fühle mich als Dialektsprecher/in allgemein zu Vorarlberg zugehörig.
- Es gibt so viele Dialektarten - da muss unterteilt werden.
- Es gibt Dialektarten, die ich zum Teil selbst nicht verstehe.
- Ich verstehe alle Dialektarten, aber trotzdem gibt es Unterschiede.
- Der Vorarlberger Dialekt ist als Ganzes zu sehen und darf nicht unterschieden werden.

Frage3

Wie gut verstehen Sie die verschiedenen Varietäten des Vorarlberger Dialekts?

Frage4

Sehen Sie Hochdeutsch oder den Dialekt als Ihre Muttersprache an?

Frage5

Vermittelt Ihnen der Dialekt ein Gefühl von Identität?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- Nein

Frage6

Kann man allgemein die Muttersprache als Identität empfinden?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- Nein

Frage7

Radio: Kennen Sie den Mundart Rock/Pop Wettbewerb?

- Ja
- nein

Frage8

Finden Sie die Idee gut, junge Menschen wieder zur Mundart zu bekehren?

- Sehr gut
- Gut
- Genügend
- Mittelmäßig
- Ungenügend
- Schlecht
- Sehr schlecht

Frage9

Finden Sie Dialekt im Radio störend? Bitte um kurze Begründung.

- Ja
- nein

Frage10

Würden Sie sich mehr Dialekt im Radio wünschen?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils

- Eher nein
- nein

Frage11

Wirken Dialektsprecher auf Sie sympathischer?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- nein

Frage12

Wenn Sie im Radio anrufen, sprechen Sie dann Hochdeutsch? (Bitte nur antworten, wenn Sie schon einmal angerufen haben)

- ja
- eher ja
- teils teils
- eher nein
- nein

Frage13

Wenn Sie Dialekt sprechen, erwarten Sie vom Moderator, dass dieser auch auf Dialekt umschaltet?

Skala: 1 –5 , 1: nie, 5: immer

Frage14

Fernsehen: Bedeutet die Begrüßungsformel "Grüß Gott in Vorarlberg" Identität?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein

- nein

Frage15

Sind Formate, die im Dialekt gespielt werden (Nochejassar) gefragt?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- Nein

Frage16

Sollten Moderatoren im regionalen Fernsehen mehr Dialekt sprechen?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- nein

Frage17

Hat der Dialekt Ihrer Meinung nach großen Einfluss auf die Medien im Ländle?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- nein

Frage18

Print: Sollten Originalzitate im Dialekt beibehalten werden?

- Ja
- Eher ja
- Teils teils
- Eher nein
- nein

Frage19

Finden Sie es anstrengend, im Dialekt zu lesen und schreiben? (Da es ja keine Verschriftlichung gibt)

- ja
- eher ja
- teils teils
- eher nein
- nein

Frage20

Nennen Sie bitte bis zu fünf Dialektformate (Zeitung, Fernsehen, Radio), die Ihnen spontan einfallen.

Frage21

Bitte geben Sie noch Ihre Daten ein. Die Umfrage ist anonym. Geschlecht, Alter, Ort, Beruf

8.1. Das Ergebnis

An der Umfrage nahmen 30 Probanden aus Vorarlberg teil.

28% der Befragten fühlen sich einer bestimmten Region in Vorarlberg angehörig. Trotz der vielen Dialektarten gaben nur 9% an, bestimmte Dialektvarietäten nicht zu verstehen.

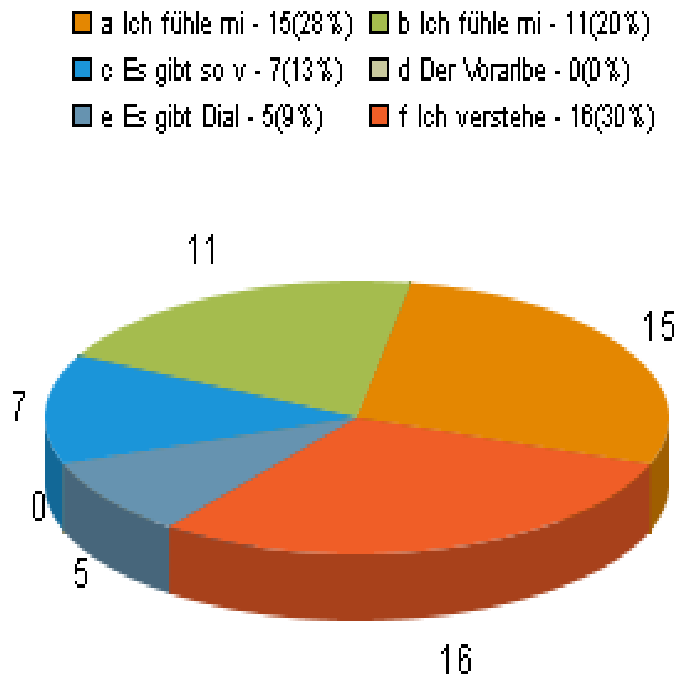


Abb. 10: Prozente Zugehörigkeitsgefühl

Bei der Frage nach der Muttersprache gab mehr als die Hälfte (53%) an, dass der Dialekt als Muttersprache angesehen werden würde. 47% sehen somit das Hochdeutsch als ihre Muttersprache an. Mit diesem Ergebnis überraschen die darauffolgenden Werte eher weniger. Bei der Frage nach der Identitätsvermittlung durch den Dialekt, antworteten 57%, dass Dialekt für sie gleichzeitig Identität bedeutet.

Löffler schreibt in seinem Buch, dass „zwei sprachlichen Varietäten derselben Sprache – Dialekt auf der einen und Standarddeutsch auf der anderen Seite –in unterschiedlichen Situationen und zu genau abgegrenzten Zweck streng getrennt und ohne Zwischenstufen (Umgangssprache) eingesetzt (werden).“²¹⁴

Ob man allgemein die Muttersprache als Identität ansehen kann, darüber waren sich mehr Teilnehmer einig. 68% antworteten mit „ja“, nur 4% sehen es nicht so.

²¹⁴ Löffler (2005), S. 73.

a ja - 16(57%) b eher ja - 7(25%) c teils teils - 3(11%)
 d eher nein - 0(0%) e nein - 2(7%) missing

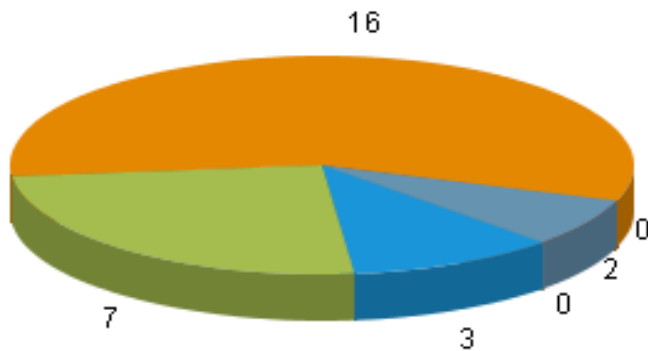


Abb. 11: Vermittelt der Dialekt ein Gefühl der Identität?

Die erste Frage zu einem konkreten Beispiel wurde zum Mundart Rock/Pop-Wettbewerb gestellt. 71% der Befragten gaben an, diesen zu kennen, davon fanden 25% die Idee dahinter, junge Menschen wieder zur Mundart zu bekehren, sehr gut.

„Ich finde eher, dass man bewusst damit umgehen und den Dialekt ‚pflegen‘ sollte; allerdings sollte das kein Vorwand sein, sich von der Schriftsprache, die wir dringend können müssen, abzuwenden. Egal aus welchem Grund“, schreibt ein Teilnehmer zu dieser Frage.

a sehr gut - 7(25%) b gut - 11(39%)
 c genügend - 5(18%) d mittelmässig - 4(14%)
 e ungenügend - 0(0%) f schlecht - 0(0%)
 g sehr schlecht - 0(0%) missing

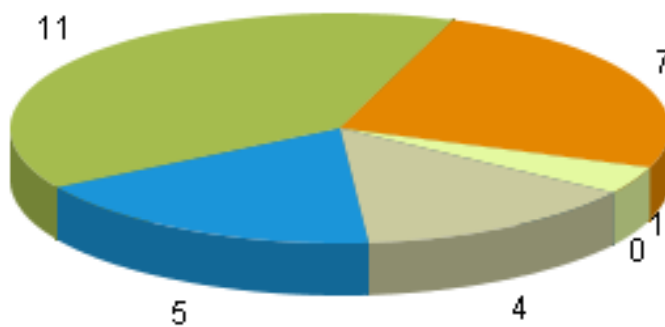


Abb. 12: Junge Menschen zur Mundart bekehren

Nur 21% der Probanden finden den Dialektgebrauch im Radio störend. „Es ist ungewohnt, da selten. Aber ein Sender, [sic] in welchem der Sprecher Vorarlbergerisch spricht, [sic] wird definitiv bevorzugt!“ lautet ein Kommentar. Und: „Dialekt kann oft besser an die Melodie angepasst werden, als das harte Hochdeutsch.“ Gemeint wurde hier höchstwahrscheinlich der Sender „Radio Vorarlberg“. Obwohl die Radio-Sender den Dialekt immer mehr hervorbringen wollen, um dadurch mehr Hörer anzusprechen, wünschen sich nur 11% mehr Dialekt im Radio. 22% meinen sogar, dass sie überhaupt nicht mehr hören müssen. „Es ist schon sehr ausgewogen (zumindest in Radio Vorarlberg)“, schreibt ein Proband.

Bei der Frage nach der Sympathie bezüglich im Dialekt sprechender Moderatoren gehen die Meinungen deutlich auseinander:

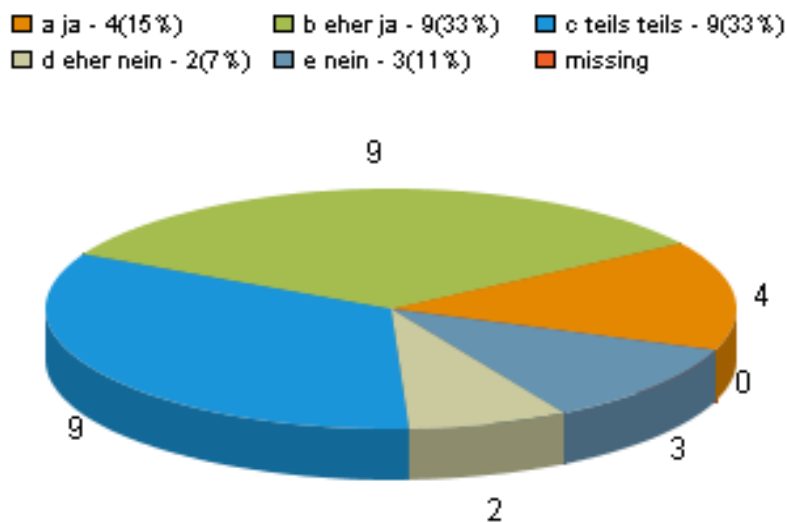


Abb. 13: Sympathiewerte der im Dialekt sprechenden Moderatoren

Dass die Sympathiewerte nicht nur auf die Sprache, sondern zum größten Teil auch auf das Thema und die Person verteilt werden, bestätigt der folgende Kommentar: „Kommt auf das Thema an. Hängt in Wahrheit aber nicht mit dem Dialekt, sondern mit dem Menschen an sich zusammen.“

Bei der Frage, ob die Probanden als Anrufer bei einem Radiosender Hochdeutsch sprechen würden, antworteten 35% mit „ja“. Ein klares „Nein“ wurde nicht angegeben, aber in einem Kommentar heißt es: „Man versucht es, fällt aber automatisch in den Dialekt zurück“. Auf diese Frage haben nur diejenigen geantwortet, die schon ein- oder mehrmals bei einem Radiosender angerufen haben.

Wenn Sie Dialekt sprechen, erwarten Sie vom Moderator, dass dieser auch auf Dialekt umschaltet?

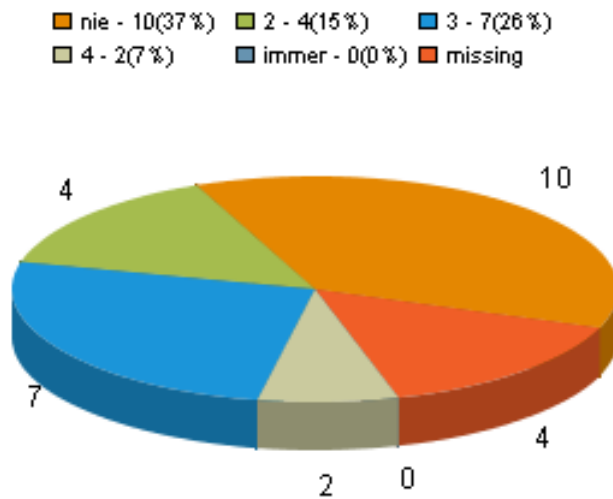


Abb. 14: Erwartungen an den Moderator

Auch wenn hier die Mehrheit mit „nie“ geantwortet hat, sieht man es dennoch als „verbindend“ an. Wie zuvor bereits erwähnt, gehört die tägliche Sendung „Vorarlberg heute“ zum durchschnittlichen Abendprogramm jedes Vorarlbergers. Die Begrüßungsformel „Grüß Gott in Vorarlberg“ vermittelt Identität, da sie jeden Abend jeweils von einer anderen Person im Dialekt gesprochen wird. Tatsächlich ist es für 48 % der Befragten identitäts-vermittelnd.

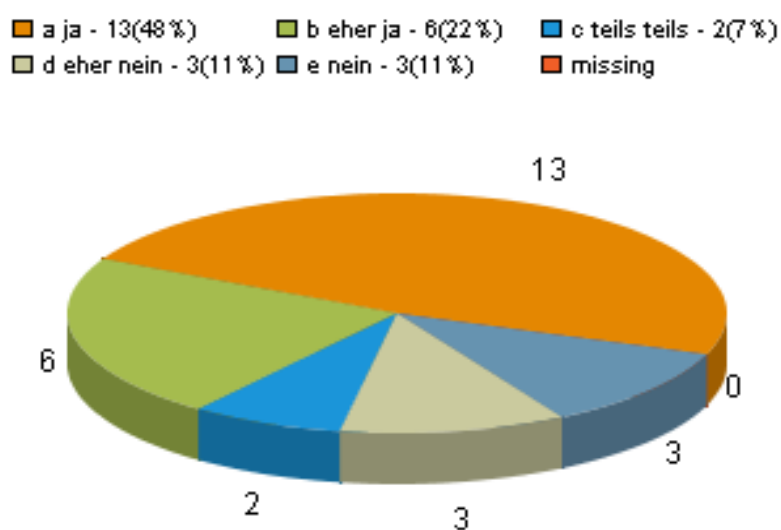


Abb. 15 „Grüß Gott in Vorarlberg“ als identitätsstiftend angesehen

Der zweite Teil – das Fernsehen:

Sind Formate, die im Dialekt gespielt werden (wie zum Beispiel der „Nochejassar“) gefragt?

22% antworteten mit „ja“, 33% mit „eher ja“. Somit waren es mehr als 50%, die den Gebrauch von Dialekt im Fernsehen als gefragt ansehen.

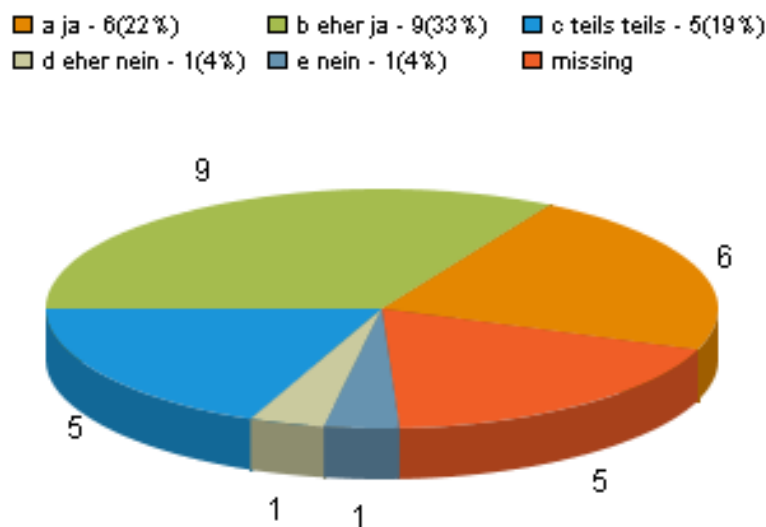


Abb. 16: Dialekt im Fernsehen

Sollten Moderatoren im regionalen Fernsehen mehr Dialekt sprechen? Nur 19 % antworteten mit „eher ja“. 35 % sind nicht dafür. Man würde aber so oder so eine Mischung aus Hochdeutsch und Dialekt sprechen, heißt es in einem Kommentar.

Demnach ist das Ergebnis der nächsten Frage nicht besonders erstaunlich, denn nur 4 % der Befragten sind der Meinung, dass der Dialekt großen Einfluss auf die Medien in Vorarlberg hat. Die meisten, also 38%, tendieren zu „eher nein“.

Print:

Bei den Zitaten ist man sich nicht so einig. Jeweils 31 % meinen „ja“ und 27 % „nein“. „Auf jeden Fall, ist ja sonst kein Zitat mehr!“ „Wäre sicher lustig, aber auch kompliziert, weil es eben verschiedenste Dialekte gibt und wie schreibt man das dann korrekt. Nur wenn das Zitat im Dialekt eine besondere Bedeutung hat.“ 42 % finden es schwierig, im Dialekt zu lesen und zu schreiben.

Bei der 20. Frage wurde darum gebeten, alle Medien, die man mit Dialekten verbindet, aufzuzählen. Folgende wurden genannt: (ohne Überarbeitung übernommen)

- Zeitung, Bücher, Gedichte, Lieder
- Nochejassar in „Vorarlberg Heute“, Zitat von Gabi Fleisch in der VN, Isidörle im FK Anzeiger
- Radio Vorarlberg, Musrs Marie, Die Spiegels, Dabei gsi,
- Nochejassar,
- Walgaublaettle, Laendlejass, Bodenseemagazin
- Email, Heimatlieder, Lokalradio
- Dr. Rieblar, Gsungn&Gspielt, S'isidörle, Muser's Marie, Nochejassar
- „Dabei gsi“ (Vorarlberg heute“, Im Ländle groovt's (Radio Vorarlberg)
- Nochejassar, Familie Spiegel, Kurt Kicker, Grüß Gott in Voradelberg, Gabi Fleischs „i tüpfle“
- Lokalradio, Nochejassar
- Echte Dialektformate kenne ich keine
- Radio V, manche Predigten
- Nochejassar,
- Radio Vorarlberg, Vorarlberger Volkstheater, Mundart PopRock Wettbewerb, Ländle TV
- Antenne Vorarlberg, Radio Vorarlberg, „Vorarlberg heute“,
- Nochejassar, Dabei gsi, Musars Marie, Mundart Rock/Pop, Stefan Vögel (Kabarettist),
- Wunschkonzert, Radio Vorarlberg, Nochejassar, Familie Spiegel.

8.2. Zusammenfassung

Die Ergebnisse dieser Umfrage zeigen verschiedene Facetten der Befragten auf. Der Großteil fühlt sich einer bestimmten Region und somit auch einer bestimmten Dialekt-Varietät zugehörig. Somit werden offensichtlich Grenzen gesetzt. Niemand gab an, den Vorarlberger Dialekt als Ganzes zu sehen, man muss unterscheiden zwischen den vielfältigen Varietäten. Auch die Frage nach der Identität in Verbindung mit dem Dialekt hat sich bestätigt, da er für mehr als 50 % der Probanden Identität bedeutet. Vielen ist der regionale und dialektal ausgerichtete Radio-Wettbewerb ein Begriff und auch die Idee dahinter wird positiv aufgenommen. Sendungen im Dialekt werden von den meisten Befragten bevorzugt.

Bei Gesprächen zwischen Anrufer und Moderator wird das Wechseln von Hochdeutsch in den Dialekt nicht verlangt, es wirke aber verbindend. So gesehen könnte man diese Antwort darauf schließen, dass man es gerne erlebt, wenn jemand im Dialekt antwortet, es von den

Medien jedoch (noch) nicht erwartet. Denn bis jetzt hat sich der Dialekt in den Vorarlberger Medien nicht durchgesetzt. Es werden erst einige wenige Formate im Dialekt produziert. Diese scheinen zwar gut anzukommen, als „verpflichtend“ wird es aber nicht angesehen. Schon die nächsten beiden Fragen bestätigen, dass durch die verwendete Sprache unbewusst Identität vermittelt wird. „Grüß Gott in Vorarlberg“ bedeutet für 48 % Identität. Dieser Opener der täglichen Sendung „Vorarlberg heute“ soll die Kultur und Regionalität der Vorarlberger vermitteln. Die Dauer der Begrüßungsformel beträgt etwa zehn Sekunden.

Einen Umschwung bemerkt man bei der Frage, ob Moderatoren im Fernsehen mehr Dialekt sprechen sollten. Hier sind 35 % dagegen. Auch der Einfluss des Dialekts auf die Medien wird eher negativ bewertet, was ebenfalls die verschiedenen Varietäten und die dadurch teilweise entstehenden Unverständlichkeiten begründen könnten. Ob der Korrektheit gibt es unentschiedene Probanden bezüglich der Frage, ob ein Zitat im Dialekt beibehalten werden sollte. Hier sind sich zwar 31 % sicher, aber fast die gleiche Anzahl, nämlich 27 %, ist dagegen. Es gäbe so viele verschiedene Dialekte und keine korrekte Schreibweise dafür, schreibt einer der Teilnehmer. Dieser Zweifel bestätigt sich in der nächsten Frage, in der es um die Schwierigkeiten beim Lesen von Dialekt-Sätzen geht. 41% haben Probleme beim Lesen und Schreiben des solchen.

9. Interviews mit Journalisten

Die Interviews wurden durchgeführt, um den persönlichen Standpunkt der Journalisten zum Thema „Sprache und deren Verwendung“ zu erörtern. Jeder von ihnen bekam die gleichen Fragen gestellt, die lauteten:

- Sprechen Sie in Ihrem Beruf eher Dialekt oder Hochdeutsch? Z.B., wenn Sie Persönlichkeiten aus dem Ländle interviewen?
- Im Radio hört man öfters Dialekt, in der Zeitung liest man ihn kaum, Ausnahme Gabi Fleisch's i-Tüpfle. Woran liegt das?
- Wie beurteilen Sie generell den Stellenwert der Dialekte in den Medien heutzutage?
- Wie sehen Sie den Einfluss der Dialekte in den Medien? Denken Sie, dass es wieder mehr dialektale Einflüsse geben wird?
- Denken Sie, dass mehr Dialekt das Identitätsgefühl der Hörer/Leser/Zuschauer steigert?
- Sind Sie der Meinung, dass markante Dialektarten eher Verständnis oder eher Missverständnis hervorrufen? Würde ein Wiener Moderator in Vorarlberg akzeptiert werden?
- Der Universitätsprofessor Peter Ernst schreibt in seinem Buch „Deutsche Sprachgeschichte“: Die Grammatiker der frühen Neuzeit waren sich darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (heute: Dialekt) als unrein, schlecht, verderbt, pöbelhaft abzulehnen sei. Glauben Sie, dass sich sprachgeschichtlich gesehen einiges von der Einstellung der heutigen Medien ableiten lässt?
- Möchten Sie noch etwas zu den Dialekten sagen, was Ihnen als besonders wichtig erscheint?

Selbstverständlich kamen noch an den jeweiligen Journalisten angepasste Fragen hinzu, um über etwaige Projekte zu sprechen. Die Interviews verliefen getrennt voneinander. Die Ergebnisse wurden ausgewertet und in Tabellen zusammengefasst.

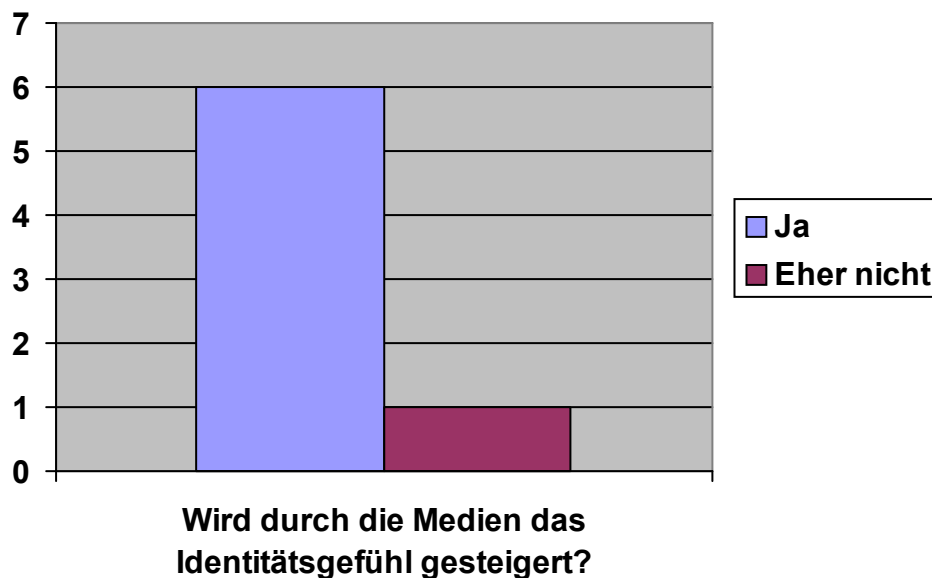


Abb. 17: Identitätsgefühl durch die Medien

Die Mehrheit der Befragten findet, dass das Identitätsgefühl durch die Medien erhöht wird. Der Gebrauch von Dialekt steigert nicht nur das Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern Guntram Pfluger meint weiterführend: „Erstens glaub ich, dass es es steigert und dann ist auch schon bekannt inzwischen, dass Kinder, die zweisprachig, oder mehrsprachig aufwachsen, intelligenter sind. Und Hochdeutsch und Dialekt sind ja auch zwei Sprachen. Deshalb finde ich es auch sehr gut, wenn man Kinder auch im Dialekt reden lässt.“ Thomas Matt von den Vorarlberger Nachrichten stellt auf die Frage, ob mehr Dialekt in den Medien das Identitätsgefühl steigern würde, folgende Gegenfrage: „Warum sollte es das nicht tun?“ Er findet sogar, dass „Radio Vorarlberg sicher befremdlich klingen würde, wenn sämtliche Moderatoren ununterbrochen Hochdeutsch sprächen.“ Der Dialektgebrauch hänge vom Medium ab.

Matthias Neustädter, Programmchef von Radio Vorarlberg, meint: „Es ist kein Zufall, dass wir den Dialekt wieder mehr herausholen. Früher war das beispielsweise Moderatoren verboten, Dialekt zu sprechen. Von mir haben sie jetzt den Auftrag bekommen, wenn sie mit

Leuten zu tun haben, dann müssen sie Dialekt reden.“ Weiters meint er: „Der Dialekt ist gerade - glaube ich - in Zeiten von Globalisierung unglaublich wichtig, dass man einen Rettungsanker hat – sprachlich, der einen wieder nach Hause zurückholt. Auch wenn man irgendwo, von mir aus, in Vorarlberg sitzt, aber übers Internet – es muss nicht Radio Vorarlberg sein – aber Radio Vorarlberg hört und dadurch dieses Stück Heimat hat, wenn da jemand Dialekt spricht. Ich glaube, das ist wichtiger denn je. Wir stehen dazu, wir tun das, wir wahren, wir wollen das auch bewahren. Das hat jetzt nichts mit Blut und Erde zu tun oder mit irgendwelchen national-fanatischen Gesinnungsbrocken, es ist einfach ein Stück Heimat und das soll und darf, glaube ich, wieder, 60 Jahre nach Nazi-Deutschland, wiedergeführt werden.“

Frank Andres, Leiter der Lokalredaktion der „Neuen“, hat zum Thema „Dialekt und Identität“ eine ganz andere Einstellung und somit neue Sichtweise des Themas eingebracht. Auf die Frage nach der Identität durch Medien meint er: „Schwierige Frage. Wir haben vor vier Jahren eine Geschichte gemacht über den Dialekt, wo Dichter zu Wort gekommen sind. Da haben wir gemerkt, dass das Interesse daran sehr groß ist. Wir haben auch Mundart-Abende veranstaltet. Die waren komplett ausverkauft. Das Interesse ist da, ob das aber die Identität der Zeitung hebt, das glaube ich nicht. Aber das Interesse der Bevölkerung am Dialekt, das ist unbestritten. Mit dem Dialekt muss man vorsichtig sein - wer spricht noch den ursprünglichen Dialekt? Es mischt sich immer mehr durch. Wir haben heutzutage einen hohen Migranten-Anteil. Es wäre komisch, wenn man den Dialekt als Identität betrachten würde. Die Themen sind wesentlich wichtiger.“ In Zeitungen ist es aber allgemein schwieriger, den Dialekt einzubringen, da es keine einheitliche Verschriftlichung gibt und es somit mühsam wäre für die Leser, den Dialekt zu „entziffern“. Im Radio oder Fernsehen wiederum macht es nichts, dass es verschiedene Mundartvarietäten gibt.

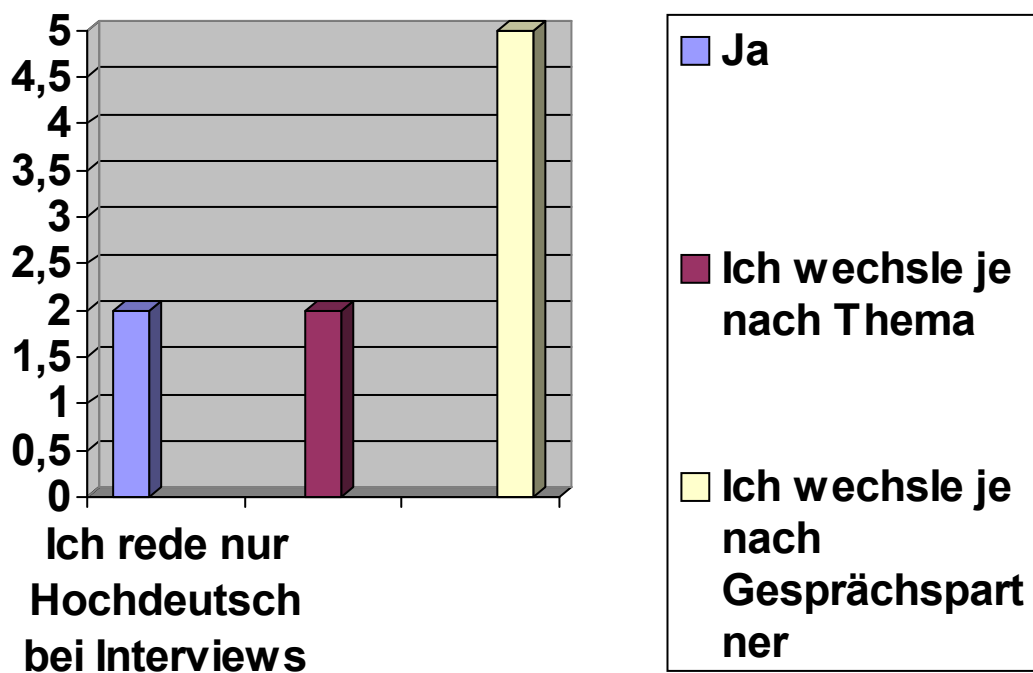


Abb. 18: Sprache bei Interviews

Hier antworteten die meisten, dass es auf den Gesprächspartner ankomme. Wichtig sei die Atmosphäre. Eine gute könne nur geschaffen werden, wenn ein lockeres Gespräch entsteht. Guntram Pfluger pflegt in seiner Sendung beide Varietäten: „Beides. - Also es gibt Sendungen wie Kultur nach 6, da spricht man Hochdeutsch, und dann habe ich eine eigene Sendung, Im Ländle Groovts, wo vor allem Mundart Pop/Rock Gruppen vorgestellt werden und da mache ich beides. Wenn ich merke, dass der Gesprächspartner im Dialekt spricht und locker spricht, dann mache ich es auch im Dialekt. Ich habe das Gefühl, das ist dann sympathischer.“ Er stellt sich ganz auf seinen Gesprächspartner ein. Jedoch tut er dies nur bei seiner Sendung „Im Ländle groovts“ und nicht in der Kultursendung.

Thomas Matt von den Vorarlberger Nachrichten sieht es folgendermaßen: „Es kommt darauf an, ob die Persönlichkeit Dialekt verlangt, Hochdeutsch versteht, oder ob es zweckdienlich ist. Die Wahl des Idioms ist auch eine Frage der Vertrautheit, die entstehen soll.“ Bei Susanne Schwarz von der „Neuen“ hängt der Gebrauch von Dialekt auch sehr stark vom Bedürfnis des Interviewpartners ab: „Hängt bei mir sehr vom Ansprechpartner ab. Zuallererst rede ich Hochdeutsch. Es kommt aber auch darauf an, ob ich ihn kenne. Ich switche immer hin und her.“

Matthias Neustädter, Programmchef bei Radio Vorarlberg, unterscheidet nicht je nach Gesprächspartner, sondern nach dem Thema, über das gesprochen wird. „Es kommt auf das Thema drauf an. Ist es ein ernstes Thema, ist Hochdeutsch unsere Sendesprache und natürlich auch meine. Aber ist das Thema eines, das Mundart im erweiterten Sinne zum Thema hat, sprechen wir im Dialekt. Letzten Samstag hatten wir beispielsweise das Finale vom Mundart Pop/Rock Wettbewerb von Radio Vorarlberg in Feldkirch, da gab es eine vierstündige Live-Übertragung. Ich wurde danach interviewt und habe in Mundart geantwortet. Ein anderer Fall ist wieder ein längeres Interview, das auch eher unterhaltenden Charakter hat - dann ist das eine Mischung. Dann werden die Fragen in Hochdeutsch gestellt . Je nachdem wie der Interviewpartner zurückantwortet, hält man teilweise - weil es eine Gesprächssituation sein soll - keine Frage-Antwort, Frage-Antwort – sondern ein Miteinander-Reden. Da falle ich persönlich teilweise in die Mundart zurück.“ Wichtig ist hier der Aspekt des miteinander Redens. Denn bei Interviews – außer es handelt sich um Nachrichteninterviews mit Politikern – sollte eine lockere Atmosphäre entstehen und kein Katz und Maus Spiel. Schwierig war es für Neustädter nicht, quasi „auf Knopfdruck“ Hochdeutsch zu sprechen, denn: „Nein, das war nicht schwierig. Also das war dadurch, dass ich selber aus den Nachrichten komme, da ist Dialekt tabu. Das ist reine hochdeutsche Sprache. Insofern war es nicht schwierig, Hochdeutsch zu sprechen. Es ist immer noch schwierig, Dialekt zu sprechen. – Also am Sender. Das ist ganz, ganz schwierig. Viel schwieriger, als wenn man Hochdeutsch spricht.“ Im Arbeitsbereich wirkt der Dialekt somit noch immer befremdlich für Matthias Neustädter, dennoch forciert er seine Mitarbeiter dazu, mehr Dialekt zu sprechen, um den Hörern „näher“ zu sein. (siehe Umfrage unten)

Frank Andres von der „Neuen“ sieht es ähnlich wie Matthias Neustädter: Er passt sich dem Gesprächspartner zwar an, unterscheidet dennoch zwischen Nachrichten- und Freizeitsendungen: „Das ist verschieden. Es kommt darauf an, wie gut ich den Politiker oder die Person kenne. Wenn ich zu dieser ein unproblematisches Verhältnis habe, mache ich es meistens im Dialekt. Mit dem Landeshauptmann werde ich dann das Interview schon eher auf Hochdeutsch machen.“

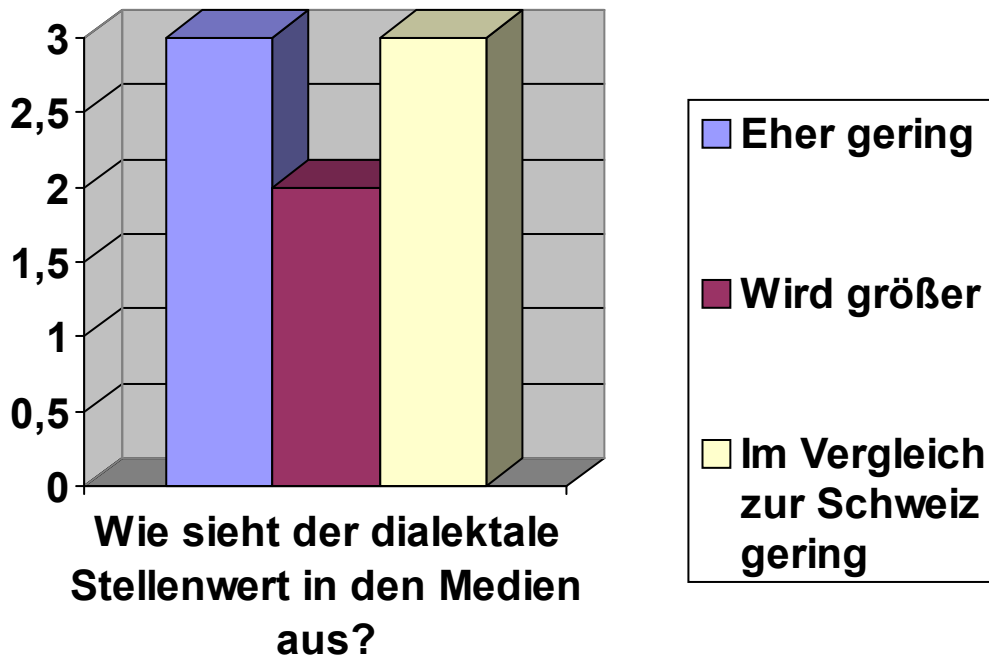


Abb. 19: Stellenwert des Dialekts in den Medien

Dass der Dialekt immer mehr in den Medien verwendet wird, um die Zuhörerschaft zu steigern und mehr anzusprechen, ging schon im ersten Teil der Arbeit hervor. Aber wie sehen es die heimischen Journalisten und Redakteure?

Guntram Pfluger hat eigens einen Wettbewerb ins Leben gerufen, weil er der Meinung ist, dass der Dialekt noch einen viel zu geringen Stellenwert einnimmt in seinem Metier. „Wenn man sich zum Beispiel die Schweiz ansieht, die gehen ja mit dem Dialekt ganz anders um. Da werden wissenschaftliche Vorträge im Dialekt gehalten, während das bei uns ein Imageverlust wäre. Das heißt, der, der im Dialekt spricht, ist entweder nicht so gebildet oder nicht so intelligent. In der Schweiz stürmen auch aus diesem Grund die Mundart Pop/Rock Gruppen die Hitparaden.“ Eine Erklärung dafür findet sich laut Pfluger in der Vergangenheit: „Es sind ja die eigenen Wurzeln, ich glaube, dass wir das Problem hatten - erstens, aus der NS-Zeit, wo dieses Heimattummelnde sehr gefördert wurde, als Gemeinschaftsgefühl auch die Volkslieder und sich die jungen - vor allem Literaten – sehr gescheut haben, im Dialekt zu schreiben. Es hat wenige Ausnahmen gegeben, Michael Köhlmeier und Rainhard Pilgeri, mit Oho, Vorarlberg. Was aber auch eher eine Persiflage war. Und ich glaube, dass jetzt mit einem Europa mit immer mehr fallenden Grenzen wieder eine Sehnsucht nach dem Kleinen, nach dem Überschaubaren, also nach den eigenen Wurzeln kommt, was eigentlich positiv zu bewerten ist, aber auch die Gefahr hat, von Abgrenzung und Fremdenfeindlichkeit. Deshalb

ist es sehr wichtig, sich auch mit der eigenen Mundart kritisch auseinander zu setzen, dass das nicht heimattümmelnd wird. Also ist sehr wohl eine Aufgabe der Medien, hier auch kritisch damit umzugehen.“ Durch den Wettbewerb wurden viele begabte, junge Leute aus den Startlöchern geholt. „Also bei dem Wettbewerb, der das sechste Jahr stattfindet - in diesen sechs Jahren sind die Mundart Pop-CDs wie Pilze aus dem Boden geschossen, das heißt, wenn diese Lieder auch im öffentlich rechtlichen und überhaupt in den Medien gespielt wurden auch im Fernsehen gezeigt werden, dann findet man auch im Publikum dafür. Das ist so ein Wechselspiel. Also ich glaube, es gibt immer Leute, die sagen ‚das wollen die Menschen nicht hören‘ oder die wollen nur Hits, oder die wollen... - das weiß kein Mensch, was die Menschen hören wollen, weil das Problem ist einfach – das haben auch Untersuchungen gezeigt – den Menschen gefällt das, was sie öfters hören. Und wenn etwas nicht gespielt wird, dann kann ich es auch nicht hören, dann kann es mir auch nicht gefallen. Und inzwischen gibt es drei oder vier Mundart Gruppen in Vorarlberg, die haben einfach die Säle jetzt voll. Das hätte es früher nie gegeben.“

Thomas Matt von den Vorarlberger Nachrichten sieht den Stellenwert des Dialekts in der Schweiz besonders hoch: „In der Schweiz ist der Stellenwert sehr hoch. Die führen ganze Sendungen im Dialekt mit deutschen Untertiteln - in Österreich gar nicht. In Bayern hat man ganz gern, wenn der Moderator erkenntlich Bayer ist – das ist ganz unterschiedlich.“ Weiters meint er, dass Radio Vorarlberg befremdlich klingen würde, wenn sie nur Hochdeutsch sprechen würden. Zum Unterschied Österreich-Schweiz meint er: „Medienberichterstattung ist immer dann schlecht, wenn sie einen Teil der Rezipienten ausschließt. Wenn sie sich einer Sprache bedient, die ich gar nicht verstehen kann. Deshalb ist die Anwendung der Dialekte mit großer Vorsicht zu genießen. Es ist eine Frage der Verständlichkeit. Die Schweiz verwendet bei lokalen Nachrichten Dialekt mit hochdeutschen Untertiteln - das ist etwas skurril.“

Susanne Schwarz kann sich vorstellen, dass es mehr dialektale Einflüsse in den Vorarlberger Medien geben wird: „Ich kann mir vorstellen, dass es mehr wird. Es gibt schon solche Bewegungen. Vor ein paar Jahren war das noch tabu. Da hat jeder Hochdeutsch sprechen müssen. Jetzt habe ich eher das Gefühl, dass es in die andere Richtung pendelt - die Sprache ist Identität. Beim ORF – finde ich – war es früher strenger, heute hört man den Dialekt öfter im Fernsehen.“ In den Printmedien sieht sie den Dialekt als „bewusst eingesetztes Stilmittel“.

Matthias Neustädter sieht den Dialekt Österreichweit nicht sehr verbreitet. „Er ist mit Ausnahme der Regionalradios in Österreich eigentlich gar nicht vorhanden. Im Fernsehen spielt er in gewissen Sendungen, wie beispielsweise „Am Schauplatz“ oder „Heiratssachen“, oder so was, spielt er eine Rolle. Aber eher per Zufall – wenn die Leute dort nicht Dialekt reden würden, würde es keine Rolle spielen. Der Dialekt spielt eigentlich nur im Regionalradio eine Rolle. Es gibt es bei uns ja auch Kunstfiguren, Witzfiguren oder, dass die Zeitung so einen Gag zum Tag hat und die sind in Mundart gehalten. Aber das ist doch dann eine verfälschte Mundart. Sonst spielt sie keine Rolle – medial gesehen. Im alltäglichen Leben, gerade jetzt in Vorarlberg, spielt er eine Riesenrolle.“ Diese „Riesenrolle“ begründet er folgendermaßen: „Weil es Identität ist für die Menschen und wir haben ja Dutzende Dialekte in diesem kleinen Land und das merkt man, wenn man von Deutschland kommt – in Hohenweil, da sprechen sie einen ganz anderen Dialekt als in Lautach. Und in Lautach komplett anders als in Dornbirn. Wenn Sie nach Lustenau geraten, dann verstehen Sie sowieso nichts mehr. Also das ist gerade in Vorarlberg so. Alles ist ausgeprägt.“ Früher war es verboten, im Dialekt zu sprechen, heute ist es sogar erwünscht. Im Regionalfernsehen sieht Neustädter jedoch wenig Chancen für den ansteigenden Dialektgebrauch: „Ich möchte das bezweifeln, weil das Regionalfernsehen – wenn Sie jetzt ‚Vorarlberg heute‘ anschauen – ist sehr wenig Dialekt, weil es ist zum großen Teil eine News-Sendung und die News-Sprache muss Deutsch sein, muss Hochdeutsch sein. Die News-Sprache ist, und muss das auch sein. Man sieht das beispielsweise in der Schweiz, beim Radio DRS haben sie eine noch komplett intensivere Dialektidentität und News im Dialekt sind wahnsinnig schwer. Also, da würde ich mich nicht drüber trauen. Und das ist auch das Problem vom Regionalfernsehen, bis Viertel nach sieben sind es eigentlich News, die sind in Hochdeutsch gehalten. Erst dann beginnt die bunte Welt von Vorarlberg heute und da ist dann wenig Platz für Mundart.“ Im Vergleich zur Schweiz sprechen Vorarlberger laut Neustädter mehr Hochdeutsch (O-Ton: „Hier traue ich mich zu sagen, dass 85%-90% der Menschen Hochdeutsch sprechen können. In der Schweiz ist dieser Prozentteil viel – da gibt es jetzt keine wissenschaftliche Erhebung, aber rein aus dem Bauch raus – viel geringer“).

Frank Andres sieht, ebenfalls wie seine Kollegin Susanne Schwarz, den Stellenwert der Dialekte in den Printmedien eher gering, und wenn, dann nur als bewusst eingesetztes Stilmittel. „Dialekt findet kaum Niederschlag in der Zeitung. Er wird höchstens als explizites Stilmittel eingesetzt. Wenn einer ein super Zitat hat und man möchte es so bringen, wie er es im Original gesagt hat, dann ist so ein Stilmittel okay. Wir haben eine Rubrik, so wie in der

VN die Gabi Fleisch, wo jemand einen Vorarlberger Spruch bringt. Wenn es jemand machen würde, dann müsste das gut sein, ich würde mich selber nicht drüber trauen.“

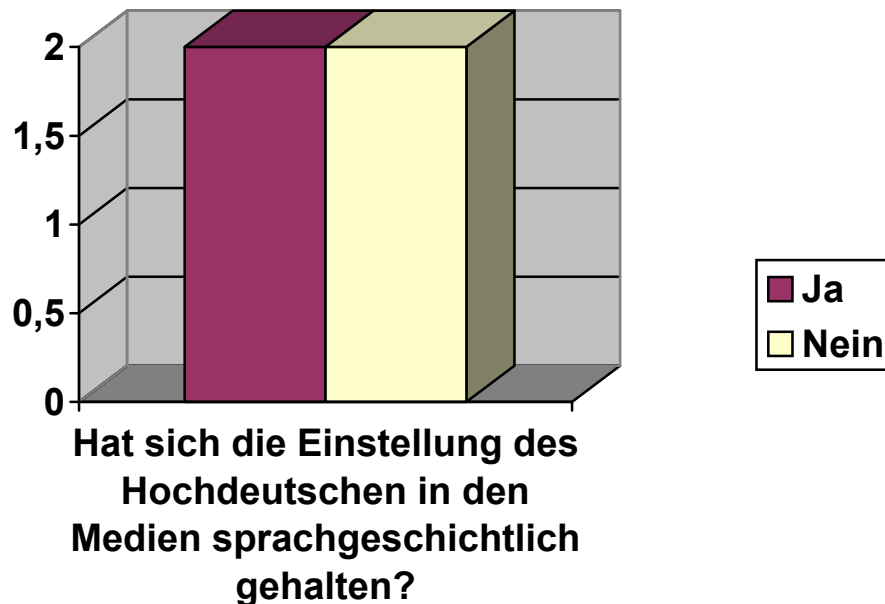


Abb. 20: Einstellung gegenüber den Dialekten

Hierzu wurde ein Zitat aus einem sprachwissenschaftlichen Buch von Peter Ernst vorgelesen und die Interviewten haben folgende Frage dazu bekommen: Glauben Sie, dass es sich sprachgeschichtlich gehalten hat, dass man jetzt sagt, dass Hochdeutsch als Radio- und Fernsehsprache verwendet wird? Dieses Zitat bezieht sich auf die frühe Neuzeit.

Zitat:

Fast alle Grammatiker sind sich aber darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (also das, was wir heute als „Dialekt“ bezeichnen) als „unrein“, „schlecht“, „verderbt“, „pöbelhaft“ abzulehnen seien.²¹⁵

Die Meinungen sind gleich verteilt. Guntram Pfluger glaubt noch an einen Zusammenhang zwischen früher und heute. „... das ist immer noch unbewusst vorhanden. [...] [D]ie wissenschaftlichen Vorträge werden auch in Hochdeutsch gehalten, wenn jetzt ein Wissenschaftler in Dialekt einen Vortrag halten würde, das wäre ein Imageverlust. Da hat die Mundart schon noch ein schlechtes Image. Das ist ganz klar. Es ist auch so, dass wenn man mit Mundart-Autoren spricht, die im Dialekt schreiben, die sagen immer man kann im Dialekt schreiben, wie man will. Das sieht man auch auf alten Grabsteinen, die im Dialekt sind, dass

²¹⁵ Ernst (2005), S. 179.

die Worte nach Belieben geschrieben werden. Und das führt natürlich auch zu Schwierigkeiten. Wenn man für die Gemeinschaft etwas haben will, dann braucht man auch Regeln und das hat die Mundart nicht.“

Thomas Matt hingegen sieht die heutige Bedeutung des Dialekts im Gegensatz zu früher, anders: „Also als unrein und pöbelhaft würde ich das nicht bezeichnen. Aber ich glaube, dass der Dialekt manchmal den Eindruck vermittelt, dass die betreffende Person entweder nicht wirklich bei einem Thema zuhause ist oder sich anbiedert an den Zuhörer oder Leser. Wenn es um den Beruf geht, dann bin ich dafür, es professionell anzusetzen.“

Matthias Neustädter behauptet, dass der Dialekt heutzutage nichts mehr mit sozialer Schicht zu tun hat. „Das würde ich als völlig fehl am Platz bezeichnen“, meint Frank Andres. Denn ob man Dialekt oder Hochdeutsch redet, habe nichts mit der Intelligenz eines Menschen zu tun.

9.1. Zusammenfassung

Alle Journalisten standen den Fragen offen gegenüber und beantworteten diese sehr ausführlich. Man merkt natürlich einen Unterschied zwischen den Print- und den Audiomedien. Moderatoren haben mehr mit der gesprochenen Sprache zu tun als Schreiberlinge. Alle Befragten gaben an, keine Problem damit zu haben, von Hochdeutsch auf Dialekt umzuschalten.

Bei der Frage zum Thema „Sprache als Identität“ sind sich fast alle einig, dass eine Beeinflussung vorhanden ist und dass es auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl einleitet. Ohne den Einsatz von Dialekt würde das Medium in Vorarlberg befremdlich klingen und für die Entwicklung der Kinder, die in einer Diglossie-Situation aufwachsen, sei es ebenfalls sehr förderlich. Im Gegensatz zu früher sieht das Programm Mundart sogar vermehrt vor. Damals wurde nur die Hochsprache als Mediensprache akzeptiert.

Der Programmchef von Radio Vorarlberg beauftragt seine Mitarbeiter sogar damit, den Dialekt zu gebrauchen, wenn sie es mit „Leuten zu tun haben“. Für ihn bedeutet der Dialekt ein Stück Heimat, das man sich auf der ganzen Welt „holen“ kann – heutzutage vermehrt über das Internet. Im Printbereich sieht man die Rolle des Dialekts nicht so stark an wie in den audiovisuellen Medien. Da es keine einheitliche Verschriftlichung von Dialekt gibt, ist es schwieriger, diesen in die Zeitung einzubringen. Weniger als die Hälfte spricht bei Interviews

strikt Hochdeutsch. Die meisten gaben an, je nach Gesprächspartner zu wechseln. Das Code-Switching ist in diesem Bereich sehr stark vorhanden, da bei Interviews zunächst mit Hochdeutsch begonnen und dann gewechselt wird, sobald es der Gesprächspartner „verlangt“. Auch die Themenwahl beeinflusst den Gebrauch von Dialekt. Bei ernsteren Themen wird auf Hochdeutsch gesprochen.

Wichtig sei eine lockere Atmosphäre beim Reden und kein „Katz und Maus Spiel“. Obwohl der Vorarlberger Dialekt die Muttersprache der befragten Journalisten ist, fällt es ihnen schwerer, in ihrem Beruf in diesem zu sprechen, als auf Hochdeutsch. Das liegt wahrscheinlich noch an den früheren Regeln, beziehungsweise gelten diese im Newsbereich noch immer. Das Verhältnis zum Gegenüber ist ebenfalls ausschlaggebend für die Sprachwahl. Ist man eher verunsichert oder hat einen Ranghöheren vor sich, empfiehlt sich eher die Hochsprache. Auch wenn sich beide dessen bewusst sind, dass sie den gleichen Dialekt beherrschen.

Der Stellenwert wird trotz einiger Formate gering angesehen – zu gering. Oft wird die Schweiz als Beispiel hergenommen, wo die Hochsprache zum Teil gänzlich fehlt. Zu viel – meinen einige. Denn es sollte kein Rezipient von der Berichterstattung ausgeschlossen werden. Der Dialekt wird immer häufiger bewusst eingesetzt. Alle Journalisten waren sich sicher, dass er in den nächsten Jahren an Stellenwert dazugewinnen wird. Im Printbereich – da sind sich die beiden Zeitungsjournalisten einig – wird der Dialekt nur als bewusstes Stilmittel eingesetzt, über das sich beide aber nicht drüber trauen würden.

Ist aber der generelle Stellenwert der Dialekte nicht besonders groß, weshalb er zum Beispiel nicht in Nachrichtenformaten eingesetzt wird? Bei dieser Frage meint die Hälfte, dass es schon so ist heutzutage, dass der Dialekt bei wissenschaftlichen Themen eher nicht eingesetzt wird, auch nicht bei den seriösen. Hier sei es immer noch so, dass beim Gebrauch des Dialekts die Kompetenzvermittlung nicht vorhanden zu sein scheint, wie beim Hochdeutsch.

10. Zusammenfassung

Der Dialekt gilt als die Ursprache unserer Menschheit. Dennoch hat sich die Schriftsprache durchgesetzt und wird als gesellschaftlich wichtiger angesehen. Es kann daran liegen, dass sie – im Gegensatz zur gesprochenen Sprache – eine Dauerhaftigkeit besitzt, aber auch daran, dass sie früher als Bildungsstandard galt und die Mundarten seit der Standardsprache immer mehr an Wert verloren haben.

Vorarlberg gehört als einziges Bundesland Österreichs zum alemannischen Dialektverband und sticht durch einen dominierenden Mundart-Gebrauch hervor. Kinder wachsen in einer verstärkten Diglossie-Situation und somit, könnte man sagen, zweisprachig auf. Der Dialekt fungiert als starkes Identitätszeichen zwischen den Vorarlbergern. Schon Herder sah die Mundart als „Natursprache“ an und die Hochsprache als „Kunstsprache“.²¹⁶

Sprachidentität bedeutet die Eigenschaft einer einzelnen Sprache, die identifizierbar ist, und sich somit von anderen Sprachen abgrenzt. Dieser Begriff kann aber auch die Identität einer Person im Bezug auf ihre Sprache bezeichnen.²¹⁷ Besonders in der Schweiz, aber auch im westlichen Teil Österreich, ist diese Identität stark ausgeprägt und es wird sehr genau auf die „Muttersprache“ geachtet. Werner/Besch schreiben, dass „für Schüler, die von zuhause aus Dialekt sprechen, die deutsche Hochsprache zunächst nicht ohne weiteres als ‚Muttersprache‘ gelten kann“²¹⁸. Denn der Dialekt unterscheidet sich schon erheblich von der gesprochenen Sprache. Sowohl in der Verwendung der Artikel als auch im Gebrauch der Verben und der Zeitformen.

Diese Identität möchten die Medien vermitteln. Sie wollen eine Nähe zum Publikum schaffen. Es ist jedoch von Medium zu Medium verschieden, da nicht alle die Möglichkeiten haben, unterschiedliche sprachliche Varietäten einzusetzen. Im Radio zum Beispiel ist sehr wichtig, das Publikum mittels Sprache zu unterhalten, da es keine bewegten Bilder oder Fotos zur Verfügung hat. Hier ist das Spiel mit der Sprache besonders gefragt. Man möchte eine Nähe zum Zuhörer aufbauen. Dabei wird oft die Umgangssprache als Sprachform gewählt, um dem Zuhörer eine vertrauliche Atmosphäre zu schaffen. Im Printbereich sieht es ganz anders aus: Hier steht die nüchterne Berichterstattung im Vordergrund. Wenn man in Vorarlberger

²¹⁶ Ruoff / Gabriel (1998), S. 9.

²¹⁷ vgl. Janich / Thim-Mabrey (2003), S. 3.

²¹⁸ Besch / Löffler (1977), S. 12.

Zeitungen ein Dialektwort findet, dann vorrangig als bewusst eingesetztes Stilmittel. Anders sieht es jedoch in der Deutschschweiz aus. Dort dient das schweizerische Standarddeutsch als schriftliche Standardsprache. Auch in Qualitätszeitungen, wie der „Neuen Zürcher Zeitung“, finden sich unzählige Helvetismen. Diese Sprachform wird sogar in amtlichen Texten verwendet. Im Fernsehen überwiegt die Macht der Bilder. Ein wichtiger Aspekt im TV ist aber auch die Personalisierung. Es geht um die Menschen, die ihre Erlebnisse schildern.²¹⁹ Indem diese „Laien“ in ihrer „eigenen“ Sprache sprechen, wirken sie identitätsfördernd. Die Sprache im Fernsehen sollte dem Kollektiv angepasst werden. Es muss eine kollektive Verständigung herrschen, damit eine Identität geschaffen werden kann.

Die Mediensituation in Vorarlberg ist sehr überschaubar. Neben dem ORF, der in ganz Österreich gleich strukturiert ist, gibt es das Medienhaus, dessen „Vorarlberger Nachrichten“ (VN) die Print-Landschaft im Ländle dominieren und dessen Radiosender „Antenne Vorarlberg“ als einzigen großen Konkurrenten den zum ORF gehörigen Radiosender „Radio Vorarlberg“ hat. Weiters „beherbergt“ das Medienhaus noch den Internetanbieter „Vorarlberg Online“ (VOL) sowie das Gratisblatt „Wann und WO“ und „Die Neue“. Jedoch hat sich Vorarlberg aufgrund seiner geographischen Lage immer schon mit ausländischen Fernseh- und Radioanbietern messen müssen.

Bei der Wahl des Dialekts in den Medien muss auf die Rezipienten geachtet werden. In Vorarlberg gibt es immer mehr Formate, die den Dialekt bewusst einsetzen und sich somit auf das Regionale beschränken. Zwei Sendungen wären zum Beispiel der „Nochejassar“, ein Format, in dem aktuelle Geschehnisse in Form eines Kommentars auf Vorarlbergerisch präsentiert werden, oder „Kurt Kicker“, eine fiktive Vorarlberger Figur, die im „Bödele-Deutsch“ die Zuhörer unterhält. Auch hier wird das Publikum stark eingegrenzt, denn nur Einheimische, die sich mit dem Dialekt befassen, finden manche Anspielungen auf die Sprache amüsant. In anderen Radiosendungen lässt der Moderator/die Moderatorin den Studiogast im Dialekt sprechen, verwendet aber dennoch das Hochdeutsch. Dies allerdings ebenfalls nicht zur Gänze, denn es schleichen sich einzelne (vielleicht bewusste eingesetzte) Dialektausdrücke hinein. Auch der Mundart Pop/Rock Wettbewerb kann zum immer mehr wachsenden dialektalen Verständnis gezählt werden. Mit diesem Projekt möchte man junge Leute dazu animieren, in ihrer Mundart aufzutreten, sich mit ihr zu befassen. In der Zeitung

²¹⁹ vgl. Werner Mück: Fernseh-Journalismus. In: Pürer / Rahofer / Reitan (2004), S. 211.

ist der Dialekt nicht so präsent. Eine Kolumne erscheint täglich in der „VN“, die in der Mundart verfasst ist.

In der Schweiz sieht es in diesem Bereich ganz anders aus. Hier werden fast alle TV-Sendungen im Dialekt gesprochen, teilweise auch Nachrichtenformate. In dieser Arbeit wurden einige Beispiele aufgezeigt und der Gebrauch des Dialekt in Schweizer TV-Formaten ausgewertet. Um einen Vergleich zwischen den Vorarlberger und den Deutschweizer Medien zu bringen, wurde die „Neue Zürcher Zeitung“ mit der „VN“ verglichen. Mit dem Ergebnis, dass der dialektale Wortschatzgebrauch in beiden Medien gleich stark regional geprägt ist, die „NZZ“ sich jedoch in der Orthographie stark unterscheidet. Hier sieht man, dass die Schriftsprache in den Vorarlberger Printmedien zwar vorhanden ist, aber dennoch Dialektausdrücke vorkommen, um einen Artikel aufzulockern oder ihm einen regionalen Charakter zu verleihen.

Die Umfrage sollte aufzeigen, inwieweit der Dialekt identitätsstiftend wirkt und wie hoch der Stellenwert des Dialekts in den Medien ist. Das Ergebnis war teils überraschend, da man den Dialekt als Muttersprache ansieht und diesen auch als identitätsstiftend errachtet (73%). Dennoch sprachen sich nur 25% dafür aus, die Idee hinter dem Mundart Pop/Rock Wettbewerb gut zu finden. Andererseits wirkt der Dialektgebrauch im Radio nicht störend auf sie. Dieser wird sogar bevorzugt aufgenommen und als passend angesehen. Auch wenn die Begrüßungsformel „Grüß Gott in Vorarlberg“ Identität vermittelt (48%), möchten 35% nicht mehr Dialekt im Fernsehen hören. Hierzu lautet meine Konklusion: Die Vorarlberger sehen ihren Dialekt zwar als erste Sprache an und finden sich gerne in ihm wieder, möchten aber dennoch die Hochsprache als Mediensprache beibehalten, auch wenn die Dialekt-Formate gute Resonanzen finden. Ich denke, dass man sich noch nicht an den verstärkten dialektalen Gebrauch gewöhnt hat und dieser teilweise befremdlich klingen kann. Trotzdem werden diese Sendungen gut aufgenommen und vor allem: angehört und angesehen.

Die befragten Journalisten sehen das Identitätsgefühl durch die Medien gesteigert. Ihrer Ansicht nach möchte man den Dialekt wieder mehr herausholen und die Moderatoren motivieren, diesen in ihre Sendungen einfließen zu lassen. Der Stellenwert der Dialekte hat sich gesteigert. Man merkt es nicht nur an den vermehrten Dialektformaten, sondern auch an der Einstellung der Journalisten dem Dialekt gegenüber. Das Publikum steht an erster Stelle, man möchte seinen Zuschauern/Zuhörern näher sein. Die Journalisten richten sich nach ihren Gesprächspartnern, somit wird der Dialekt häufiger eingesetzt.

Natürlich kommt es auch auf die Themen an, welche Sprachform man wählt. Doch der Dialekt setzt sich immer mehr durch, wenn es darum geht, einen unterhaltsamen Rahmen zu schaffen. Es werden vermehrt Vergleiche mit der Schweiz gebracht. Man sieht den eigenen Dialektgebrauch als verhältnismäßig geringer an. Trotzdem betrachten die meisten Journalisten diesen als im Wachsen begriffen. Warum sollte also der Dialekt, der im Alltag eine enorme Rolle spielt, nicht auch in den Medien häufiger eingesetzt werden?

Im Regionalfernsehen und im Printbereich sieht man die Chancen auf mehr Dialekt eher gering an, da die Nachrichtensendungen noch striktes Hochdeutsch verlangen und es schwierig ist, im Dialekt zu schreiben, da es keine einheitliche Form gibt. Dennoch hört man den Dialekt häufiger als vor einigen Jahren. Man traut sich noch nicht ganz drüber, traut sich nicht so weit zu gehen wie in der Schweiz.

Trotzdem haben die Untersuchungen für diese Arbeit ergeben, dass man sich in den Medien immer mehr mit dem Dialekt auseinandersetzt und sich diesbezüglich immer mehr auf das Publikum einstellt. Der Stellenwert wächst – wer weiß, welche Dialektformate noch kommen werden?

11. Literaturverzeichnis

Amon, Karl: Radio-Journalismus. In: **Pürer**, Heinz / **Rahofer**, Meinrad / **Reitan**, Claus (Hg.): Praktischer Journalismus. Presse. Radio. Fernsehen. Online. Band 9. 5. Aufl. UVK: Konstanz 2004, S. 181-207.

Balhorn, Heiko / **Niemann**, Heide (Hrsg.): Deutsche Gesellschaft für Lesen und Schreiben: Sprachen werden Schrift. Mündlichkeit. Schriftlichkeit. Mehrsprachigkeit. Libelle: Lengwil am Bodensee 1997. (Lesen und schreiben; 7)

Bardet, René (Hg.): 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles ... hier+jetzt: Zürich 2003.

Bausinger, Hermann : Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Fischer-Taschenbuch-Verlag: Frankfurt/Main 1979 . (Fischer-Taschenbücher; 6145)

Bell, Allan: Language style as Audience Design. In: **Coupland**, Nikolas / **Jaworski**, Adam (Hrsg.): Sociolinguistics. A reader and coursebook. New York: St. Martin's Press 1997, S. 240-250. (Modern linguistics series)

Besch, Werner / **Löffler**, Heinrich: Alemannisch. Sprachhefte für den Deutschunterricht. Pädagogischer Verlag Schwann: Düsseldorf 1977. (Dialekt/Hochsprache – Kontrastiv;3)

Besch, Werner: Dialektologie: Ein Handbuch Zur Deutschen und allgemeinen Dialektforschung. De Gruyter: Berlin 1983. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1)

Betten, Anne: 1945 oder die neue Sprache? Überprüfung einer Zäsur nach 50 Jahren. In: Wiesinger, Peter unter Mitarbeit von J. Derkits. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Band 3, Peter Lang: Bern, Wien u.a. 2002, S. 139-147. (Jahrbuch für internationale Germanistik : Reihe A, Kongressberichte ; 54)

Bichel, Ulf: Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen: Niemeyer 1973.

Burger, Harald /**Imhalsy**, Bernard: Formen sprachlicher Kommunikation. Eine Einführung. Kösel-Verlag: München 1978.

Burger, Harald: Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. 3., völlig neu bearb. Aufl. De Gruyter: Berlin 2005.

Burger, Harald: Sprache der Massenmedien. De Gruyter: Berlin, New York 1984.

Burger, Harald: Textsorten in Massenmedien. In: **Brinker**, Klaus / **Antos**, Gerd / **Heinemann**, Wolfgang / **Sager**, Sven (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter 2000, S. 614-628. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft ; 16,1)

Busch, Brigitta: Sprachen im Disput. Medien und Öffentlichkeit in multilingualen Gesellschaften. Drava: Klagenfurt 2004.

Bußmann, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. , völlig neu bearbeitete Auflage. Alfred Körner Verlag: Stuttgart 1990. (Kröners Taschenausgabe; Bd. 452)

Christen, Helen: Fernsehsender benutzen die Alltagssprache. In: 50 Jahre Schweizer. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles ... hier+jetzt: Zürich 2003, S. 341-357.

Dermutz, Susanne: Anders als die Anderen? Politisches System, Demokratie und Massenmedien in Vorarlberg. Fink's Verlag: Bregenz 1982, S. 192-233. (Beiträge zu Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs ; 2)

Duden. Die Grammatik. 7. neu erarbeitete Auflage. Band 4. Dudenverlag: Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 2005. (Duden Band 4)

Ehrlich, Karoline : Wie spricht man "richtig" Deutsch? Kritische Betrachtung der Aussprachenormen von Siebs, GWDA und Aussprache-Duden. Praesens-Verlag: Wien 2008.

Ernst, Peter: Germanistische Sprachwissenschaft. WUV: Wien 2004. (UTB 2541)

Eßer, Paul: Dialekt und Identität. Diglottale Sozialisation und Identitätsbildung. Verlag Peter Lang: Frankfurt/Main 1983. (Europäische Hochschulschriften : Reihe 11, Pädagogik ; 138)

Ganahl, Rainer: Ganahldütsch, odr? (1997), <http://www.ganahl.info/ganahlduetsch.html> (Stand: 13.07.2008)

Heer, Friedrich: Der Kampf um die österreichische Identität. Böhlau Verlag: Wien 1996.

Janich, Nina / **Thim-Mabrey**, Christiane (Hrsg.): Sprachidentität. Identität durch Sprache. Gunter Narr Verlag: Tübingen 2003. (Tübinger Beiträge zur Linguistik ; 465)

Kaiser, Stephan: Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz. Bibliograph. Inst. Dudenverlag : Mannheim, Wien u.a. 1970. (Duden-Beiträge : Sonderreihe Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Ausland; 30b : Sonderreihe)

Kerckhove, Derrick de [Hg.]: McLuhan neu lesen: kritische Analysen zu Medien und Kultur im 21. Jahrhundert. Transcript: Bielefeld 2008.

Labov, William: Sprache im sozialen Kontext: Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation. Hrsg. von Norbert Dittmar u. Bert-Olaf Rieck. Scriptor-Verlag: Kronberg 1976. (Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft; 33)

Lenke, Nils / **Lutz**, Hans-Dieter / **Sprenger**, Michael (Hrsg.): Grundlagen sprachlicher Kommunikation. Mensch – Welt – Handeln – Sprache – Computer. Mit einem Beitrag von Heike Hülzner-Vogt. Wilhelm Fink Verlag: München 1995. (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher; 1877)

Mattheier, Klaus / **Wiesinger**, Peter (Hrsg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Niemeyer Verlag: Tübingen 1994. (Reihe Germanistische Linguistik; 147)

McLuhan, Marshall: Die magischen Kanäle. Understanding Media. ECON Verlag: Düsseldorf, Wien, u.a. 1992.

Mück, Werner: Fernseh-Journalismus. In: **Pürer**, Heinz / **Rahofer**, Meinrad / **Reitan**, Claus (Hrsg.): Praktischer Journalismus. Presse. Radio. Fernsehen. Online. Band 9. 5. Aufl. UVK: Konstanz 2004, S. 207-229.

Neue Zürcher Zeitung, Feuilleton. Nr. 112, 15.05.2000, S. 1-16.

Nübling, Damaris: Der alemannische Konjunktiv II zwischen Morphologie und Syntax. Zur Neuordnung des Konjunktivsystems nach dem Präteritumschwund. In: **Ruoff**, Arno / **Löffelad**, Peter (Hrsg.): Syntax und Stilistik in der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie. Max Niemeier Verlag: Tübingen 1997, S. 107-121. (Idiomatologica ; 18)

Prantner, Thomas: Hallo, Vorarlberg!: ORF Landesstudio Vorarlberg. Müller, Buch- u. Kunstverl.: Wien 1990.

Rash, Felicity: Die deutsche Sprache in der Schweiz. Mehrsprachigkeit, Diglossie und Veränderung. Peter Lang: Bern 2002.

Ris, Roland: Dialekte und Sprachbarrieren aus Schweizer Sicht. In: **Bausinger**, Hermann u.a. (Hrsg.): Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung. Gulde-Druck: Tübingen 1973, S. 34-63. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen ; 33)

Ruoff, Arno / **Gabriel**, Eugen : Die Mundarten des Innerwalds. Andelsbuch, Au, Bezau, Bizau, Egg, Mellau, Reuthe, Schnepfau, Schoppernau, Schwarzenberg. Teilband 10 mit CD.

Weigel, Harald (Hg.). W. Neugebauer Verlag: Graz 2004. (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek ; 3/10)

Ruoff, Arno / **Gabriel**, Eugen : Die Mundarten des Montafon. Stallher, Lorüns, St. Anton, Bartholomäberg, Vandans, Latschau, Tschagguns, Schruns, Silbertal, St. Gallenkirch, Gaschurn, Partenen. Teilband 7 mit CD. **Weigel**, Harald (Hg.). W. Neugebauer Verlag: Graz 2003. (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek ; 3/7)

Ruoff, Arno/**Gabriel**, Eugen : Die Mundarten Vorarlbergs. Ein Querschnitt durch die Dialekte des Landes. **Weigel**, Harald (Hg.). W. Neugebauer Verlag: Graz 1998. (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek ; 3)

Ruoff, Arno/**Gabriel**, Eugen : Die Mundarten des VorderwaldsVorarlbergs. Lingenau, Langenegg, Krumbach, Hittisau, Bolgenach, Sibratsgfäll, Riefensberg. Teilband 9 mit CD. **Weigel**, Harald (Hg.). W. Neugebauer Verlag: Graz 2002. (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek ; 3/9)

Schlüter, Hans-Joachim: Zeitungs-Journalismus: Darstellungsformen. In: **Pürer**, Heinz / **Rahofer**, Meinrad / **Reitan**, Claus (Hrsg.): Praktischer Journalismus. Presse. Radio. Fernsehen. Online. Band 9. 5. Aufl. UVK: Konstanz 2004, S. 139-161.

Schmidt, Wilhelm: Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 9. Aufl. S. Hirzel Verlag: Stuttgart 2004.

Schwarze, Sabine / **Werner**, Edeltraud (Hrsg.): Identitätsbewahrung und Identitätsbegründung durch Sprache. Verlag Dr. Kovac: Hamburg 2006.

Siebenhaar, Beat / **Wyler**, Alfred: Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. Pro Helvetia: Zürich 1997.

Online Quellenverzeichnis

20 Jahre *Bundesland heute* – neun Erfolgsgeschichten in Rot-Weiß-Rot, http://mediaresearch.orf.at/index2.htm?fernsehen/fernsehen_BLHeute.htm (Stand:21.05.2008)

Antenne Vorarlberg: http://antenne.vol.at/1_2670_DEU_HTML.asp (Stand 09.04.2008)

Medienhaus: http://home.medienhaus.at/18_179.php (Stand: 13.04.2008)

Werner Hagen: <http://literatur-vorarlberg.at/werner-hagen> (Stand: 22.04.2008).

Blick:<http://www.blick.ch/news/schweiz/graubuenden/parkuhr-legt-autofahrer-rein-500-stutz-busse-100972> (Stand 22.09.2008).

Blick: <http://www.blick.ch/sonntagsblick/wirtschaft/artikel60996> (Stand 22.09.2008).

Arena Sendungsprofil: <http://www.sf.tv/sf1/arena/manual.php?docid=sendungsportrait> (Stand 22.08.2008)

http://www.ubi.admin.ch/de/dokumentation_medienmitteilungen.htm?msg-id=6822&msg-lang=de (Stand: 19.09.2008)

VN Archiv: https://dc.medienhaus.at/archives/textarch/search/_1222700265/

Podcast: „Arena“: <http://www.sf.tv/podcasts/feed.php?docid=arena> (Stand 22.08.2008).

Podcast: „Mensch Moser“: http://antenne.vol.at/1_2670_DEU_HTML.asp(Stand 22.04.2008).

Podcast: „Kurt Kicker“: http://antenne.vol.at/1_2289_DEU_HTML.asp (Stand 2.04.2008).

www.ganahl.info.at (Stand 13.07.2008)

Neue Zürcher Zeitung: www.nzz.ch

Abbildungsverzeichnis:

Abb. 1: Kommunikationsprozess nach Burger/Imhalsy (1978), S. 42.

Abb. 2: Interviewsituation nach Burger/Imhalsy (1978), S. 43.

- Abb 3: Hergeleitetes Modell zur Zeitungssprache, S. 45.
- Abb. 4: Dialektgebrauch im Schweizer Fernsehen anhand der Sendung „Arena“, S. 52.
- Abb. 5: Helvetismen, Austriazismen und Teutonismen, aus Rash (2002), S. 54.
- Abb. 6: Vergleich: NZZ und VN, Rubrik „Lokales“, S. 56.
- Abb. 7: Vergleich: NZZ und VN, Rubrik „Kultur“, S. 56.
- Abb. 8: Prozentverteilung „Lokales“, S. 56.
- Abb. 9: Prozentverteilung „Kultur“, S. 56.
- Abb. 10: Prozentwerte „Zugehörigkeitsgefühl“, S. 63.
- Abb. 11: Prozentwerte „Vermittelt der Dialekt ein Gefühl der Identität?“, S. 64.
- Abb. 12: Prozentwerte „Junge Menschen zur Mundart bekehren“, S. 64.
- Abb. 13: Prozentwerte „Sympathiewerte der im Dialekt sprechenden Moderatoren“, S. 65.
- Abb. 14: Prozentwerte „Erwartungen an den Moderator“, S. 66.
- Abb. 15: Prozentwerte „Grüß Gott in Vorarlberg“ als identitätsstiftend angesehen“, S. 66.
- Abb. 16: Prozentwerte „Dialekt im Fernsehen“, S. 67.
- Abb. 17: Prozentwerte „Identitätsgefühl durch die Medien“, S. 71.
- Abb. 18: Prozentwerte „Sprache bei Interviews“, S. 73.
- Abb. 19: Prozentwerte „Stellenwert des Dialekts in den Medien“, S. 75.
- Abb. 20: Prozentwerte „Einstellung gegenüber den Dialekten“, S. 78.

Interviews:

Guntram Pfluger, Radio Vorarlberg
 Matthias Neustädter, Radio Vorarlberg
 Sandra Aberer, Ehemals: Antenne Vorarlberg
 Frank Andres, „Neue“
 Susanne Schwarz, „Neue“
 Thomas Matt, „Vorarlberger Nachrichten“
 Werner Hagen, Germanist, Autor

12. Kurzzusammenfassung (Abstract)

Schon Herder definierte den Dialekt als „Natursprache“ und die Hochsprache als „Kunstsprache“.²²⁰ Die Medien haben diese „Kunstsprache“ als Ausdrucksform gewählt und diese wird bis heute in Fernsehen, Radio und Print verwendet.

Trotzdem setzen sich immer mehr dialektale Färbungen durch. Die Gründe dafür können in der identitätsstiftenden Komponente des Dialekts liegen - die dann wiederum mehr Publikum anzieht - oder an dem Wunsch nach mehr Heimat und Regionalität.

Wie hoch der Stellenwert in den Vorarlberger Medien nun wirklich ist, wird in dieser Arbeit untersucht. Einerseits gibt es immer mehr Dialektsendungen – vor allem im Radio boomt der Dialekt – und andererseits gilt das Hochdeutsch noch immer als DIE Mediensprache und man möchte sich nicht an den Schweizern orientieren, die wiederum ihren Dialekt dem Hochdeutsch vorziehen und fast alle Sendungen in Mundart halten.

Der Fokus dieser Arbeit liegt vor allem auf der Radio- und Fernsehsprache. In Zeitungen ist es schwierig – mit Ausnahme von Karikaturen oder Mundartfragmenten – den Dialekt bewusst einzusetzen oder ganze Teile in dieser Sprachform zu veröffentlichen, da es keine einheitliche Schriftform gibt. Es ist aber auch einfacher, sich im direkten Gespräch auf sein Publikum einzustellen. Und genau das machen immer mehr Radiosender: sie passen sich ihren Hörern an und vermitteln sprachlich ein Gefühl der Identität, der Zusammengehörigkeit.

Durch Befragungen und Interviews wird der Frage nach dem heutigen Dialektgebrauch in den Vorarlberger Medien nachgegangen. Die Medien passen sich ihrem Publikum an, demnach werden auch die Sendungen so konzipiert, dass sie nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich einen näheren Bezug zu den Zuschauern haben. Inwieweit der Dialekt wirklich eine Rolle spielt wird in dieser Arbeit nachgegangen und ausgewertet.

Indem mehrere Medienformate untersucht werden, wird der Schluss gezogen, dass der Dialekt immer häufiger als bewusstes Stilmittel eingesetzt wird, dadurch das Publikum stärker eingegrenzt wird, auf der anderen Seite aber mehr Identifikationsansätze- und somit mehr Nähe geschaffen werden kann.

²²⁰ Vgl. . Ruoff /Gabriel (1998), S. 9.

13. Anhang

Interviews mit den Journalisten

Anmerkungen:

MD = Monika Dlugokecki, Interviewerin

Die anderen Kürzel ergeben sich aus den Vor- und Nachnamen der Interviewpartner

Interview mit Guntram Pfluger, Radio Vorarlberg im Juli 2007

MD: Als Radiomoderator, wie reden Sie – Dialekt oder Hochdeutsch?

GP: Beides. - Also es gibt Sendungen wie Kultur nach 6, da spricht man Hochdeutsch und dann habe ich eine eigene Sendung, „Im Ländle Groovts“, in der vor allem Mundart Pop/Rock Gruppen vorgestellt werden und da mache ich beides. Wenn ich merke, dass der Gesprächspartner im Dialekt spricht und locker spricht, dann mache ich es auch im Dialekt. Ich habe das Gefühl, dass es dann sympathischer ist.

MD: Also Sie stellen sich auf den Gesprächspartner ein?

GP: Genau.

MD: Und wenn Sie Anrufer in der Sendung haben, die Dialekt sprechen?

GP: Auch.

MD: War es schwierig am Anfang Ihrer Karriere, auf Knopfdruck Hochdeutsch zu sprechen?

GP: Das war bei mir kein Problem, weil ich sechs Jahre am Konservatorium war und damals auch schon Sprechtechnik und Operngesang gemacht habe.

MD: Also kein Problem.

GP: Kein Problem.

MD: Wie beurteilen Sie generell den Stellenwert der Dialekte in den Medien heutzutage? Zu viel, zu wenig?

GP: Also ich persönlich finde, zu wenig. Darum habe ich diesen Wettbewerb ins Leben gerufen. Wenn man sich zum Beispiel die Schweiz ansieht, die gehen ja mit dem Dialekt ganz anders um. Da werden wissenschaftliche Vorträge im Dialekt gehalten, während das bei uns ein Imageverlust wäre. Das heißt, der, der im Dialekt spricht, ist entweder nicht so gebildet oder nicht so intelligent. In der Schweiz stürmen aus diesem Grund auch die Mundart Pop/Rock Gruppen die Hitparaden. Es sind ja die eigenen Wurzeln. Ich glaube, dass wir das Problem hatten - erstens, aus der NS-Zeit, wo dieses Heimattummelnde sehr gefördert wurde, als Gemeinschaftsgefühl auch die Volkslieder und sich die jungen - vor allem Literaten – sehr gescheut haben, im Dialekt zu schreiben. Es hat wenige Ausnahmen gegeben, Michael Köhlmeier und Rainhard Pilgeri, mit „Oho, Vorarlberg“. Was aber auch eher eine Persiflage war. Und ich glaube, dass jetzt mit einem Europa mit immer mehr fallenden Grenzen wieder eine Sehnsucht nach dem Kleinen, nach dem Überschaubaren, also nach den eigenen Wurzeln kommt, was eigentlich positiv zu bewerten ist, aber auch die Gefahr hat, von Abgrenzung und Fremdenfeindlichkeit. Deshalb ist es sehr wichtig, sich auch mit der eigenen Mundart kritisch auseinander zu setzen, dass das nicht heimattümmelnd wird. Also ist es sehr wohl eine Aufgabe der Medien, hier auch kritisch damit umzugehen.

MD: Denken Sie, dass der Dialekt das Identitätsgefühl steigert?

GP: Erstens glaub ich, dass es es steigert und dann ist auch schon inzwischen bekannt, dass Kinder, die zweisprachig oder mehrsprachig aufwachsen, intelligenter sind. Und Hochdeutsch und Dialekt sind ja auch zwei Sprachen. Deshalb finde ich es auch sehr gut, wenn man Kinder auch im Dialekt reden lässt.

MD: Ist es nicht die Muttersprache der Kinder, wenn sie hier aufwachsen?

GP: Das ist eigentlich die Muttersprache, ja. Je nachdem, wie das Elternhaus spricht.

MD: Glauben Sie, dass es in Zukunft mehr dialektale Einflüsse geben wird? Auch durch Ihren Wettbewerb?

GP: Also bei dem Wettbewerb, der das sechste Jahr stattfindet - in diesen sechs Jahren sind die Mundart Pop-CDs wie Pilze aus dem Boden geschossen, das heißt, wenn diese Lieder auch im öffentlich rechtlichen und überhaupt in den Medien gespielt und auch im Fernsehen gezeigt werden, dann findet man auch ein Publikum dafür. Das ist so ein Wechselspiel. Also ich glaube, es gibt immer Leute, die sagen „das wollen die Menschen nicht hören“ oder die wollen nur Hits, oder die wollen... - das weiß kein Mensch, was die Menschen hören wollen, weil das Problem ist einfach, – das haben auch Untersuchungen gezeigt – dass den Menschen das gefällt, was sie öfters hören. Und wenn etwas nicht gespielt wird, dann kann ich es auch nicht hören, dann kann es mir auch nicht gefallen. Und inzwischen gibt es drei oder vier Mundart-Gruppen in Vorarlberg gibt, die haben einfach die Säle jetzt voll. Das hätte es früher nie gegeben.

MD: Vorarlberg hat ja verschiedene Dialekt-Varietäten. Lustenau versteht man teilweise nicht,...

GP: Jetzt schon, früher...

MD: Früher nicht...

GP: Das ist das Problem auch mit den Dialekten, dass die Jungen diese Dialekte nicht mehr sprechen. Es gibt ja schon sehr viele Regionen – ich glaube, in fast allen Regionen gibt es Heimatforscher, die inzwischen Bücher herausgebracht haben, in welchen sie die alten Ausdrücke bewahren wollen, die es einfach nicht mehr gibt.

MD: Also stirbt es dann aus?

GP: Stirbt aus.

MD: Der Dialekt vereinheitlicht?

GP: Nicht vereinheitlicht, verhochdeutsch.

MD: Und finden Sie nicht, dass man den Dialekt gerade deswegen im Regionalradio oder Fernsehen bewahren sollte?

GP: Die Menschen leben das Gefährliche, das Bewahrertum. Das sind dann die im Trachtenanzug, die den Jungen vorschreiben wollen, was jetzt Brauchtum ist und was nicht. Und das hat die Jungen oder viele Junge immer schon abgeschreckt. Ein Beispiel für die Volkslieder: Man hat ja immer behauptet oder die Trachten, die militanten Trachten – Volkslied – Fuzis haben immer davon gesprochen, das ist das Volkslied. Das hat es bei uns nie gegeben. Es hat nie ein Vorarlberger Volkslied gegeben, 90% sind importiert. Und die wenigen Volkslieder, die es wirklich gegeben hat, auch in Tirol, die haben in jeder Ortschaft anders geklungen, aber es hat nie eine Musik des Volkes gegeben. Und eben dieses Bewahrertum wird zur Museumswärterei. Man hört dann schon noch wenn ein Junger aus Lustenau kommt – aber er kennt viele alte Ausdrücke nicht mehr, was vergeht, vergeht.

MD: Wie finden Sie – wir haben jetzt über die Schweiz gesprochen – Radio Liechtenstein, die ja hauptsächlich...

GP: Kenn ich nicht.

MD: Könnten Sie sich vorstellen, dass ein Wiener Moderator in Vorarlberg akzeptiert werden würde?

GP: Nein.

MD: Warum nicht?

GP: Des ist eine ganz alte Feindschaft zwischen Vorarlberg und Wien. Also die Vorarlberger, die immer behaupten, Wien ist der Wasserkopf, da geht das ganze Geld hin. Das hat auch ganz besondere historische Gründe, dass Vorarlberg zur Schweiz wollte, dann aber von der Schweiz nicht genommen wurde. Dann hat es einen Riesenstreit um ein Schiff gegeben, das – glaube ich – Österreich heißen sollte und mit Volksaufstand und allem Drum und Dran, dann „Vorarlberg“ getauft wurde. Also da tut sich ein Wiener wirklich schwer.

MD: Also glauben Sie, dass auch geschichtliche...

GP: Das hat geschichtliche Triebe.

MD: Gut, dann wäre ich beim nächsten Thema. Um ein bisschen Sprachgeschichte noch mit einzubringen. Das folgende Zitat bezieht sich auf die frühe Neuzeit.

Fast alle Grammatiker sind sich aber darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (also das, was wir heute als „Dialekt“ bezeichnen) als „unrein“, „schlecht“, „verderbt“, „pöbelhaft“ abzulehnen seien.²²¹

Glauben Sie, dass es sich sprachgeschichtlich gehalten hat, dass man jetzt sagt, dass Hochdeutsch als Radio- und Fernsehsprache verwendet wird?

GP: Ich glaube, schon – das ist immer noch unbewusst vorhanden. Also ich sage ja, die wissenschaftlichen Vorträge werden auch in Hochdeutsch gehalten, wenn jetzt ein Wissenschaftler in Dialekt einen Vortrag halten würde, das wäre ein Imageverlust. Da hat die Mundart schon noch ein schlechtes Image. Das ist ganz klar. Es ist auch so, dass wenn man mit Mundart-Autoren spricht, die im Dialekt schreiben, hört man immer, dass man im Dialekt schreiben kann wie man will. Das sieht man auch auf alten Grabsteinen, die im Dialekt sind, dass die Worte nach Belieben geschrieben werden. Und das führt natürlich auch zu Schwierigkeiten. Wenn man für die Gemeinschaft etwas haben will, dann braucht man auch Regeln und das hat die Mundart nicht.

MD: Wie ist die Idee zum Mundart Wettbewerb entstanden?

GP: Es hat so was wie ein Verbot gegeben, dass man im ORF, im Regionalradio heimische Gruppen spielt. Ich habe nie geglaubt, dass das Publikum es nicht hören will. Ich glaube auch, dass es die Aufgabe eines öffentlich-rechtlichen Senders ist, heimische Gruppen zu spielen. Wer soll es sonst tun? Die Privaten tun es sicher nicht. Und dann hab ich mir die Frage gestellt, was wäre das Ziel? Und wenn es um Regionales geht, dann geht es auch um den Dialekt. Ich habe nebenbei noch einen Sozialmanagement-Kurs gemacht in Schlosshof – und habe gemeinsam mit den Professoren ein Konzept entwickelt. Darin ist es um die Umsetzung eigener Ideen in großen Organisationen gegangen. Das war ein Glücksfall, weil es geht da

²²¹ Peter Ernst (2005), S. 179.

auch um Organisationsentwicklung, wie überzeugt man die Chefitäten von solchen Sachen. Und da war mir wichtig, wie bringe ich Gruppen ins Regionalradio, im Dialekt, weil wenn schon, dann im Dialekt, nicht Englisch oder Hochdeutsch, wenn es schon heimische Gruppen sind. Eben mit dem Hintergedanken, dass diese Zurückfindung zu den eigenen Wurzeln nicht ungefährlich ist, dass man sich auch kritisch damit auseinandersetzen sollte und es aber auch im Pop und Rock mit dem Gefühl, dass die Jungen sich dann auch kritisch mit Vorarlberg und mit der Mundart auseinandersetzen werden.

MD: Das waren die Kriterien. Gibt es auch Kriterien oder Regeln zu den einzelnen Dialektvarietäten? Oder ist alles erlaubt – es gab keine Unterteilung?

GP: Nein.

MD: Bei Ö3 hört man überhaupt keine Lieder in Mundart beziehungsweise nur im verdeutschten Deutsch.

GP: Das ist das Grundproblem, wenn Ö3 damals zu Zeiten von Danzer, Heller, Ambros schon so gedacht hätte, dann wären die nie bekannt geworden, hätten nie ein Publikum gefunden. Das ist einfach der Schwachsinn, dass irgendwelche Firmen oder Unternehmensberater kommen, die glauben, sie wissen genau, was die Menschen hören wollen. Dann machen sie irgendwelche Untersuchungen. Dann kommen solche Sachen heraus, dass man sagt, das Publikum möchte keine heimischen Bands hören. Glaube ich erstens nicht, und wie gesagt, Untersuchungen haben einfach gezeigt, dass es wirklich darum geht, dass ich etwas drei, viermal hören muss. Vorher geht es mir nicht ins Ohr und vorher kenn ich auch den Namen nicht. Wenn ich die heimischen Bands nicht spiele, dann wollen es die Menschen auch nicht.

MD: Warum glauben Sie, dass der Vorarlberger Dialekt vor allem jetzt bei den jungen Zuhörern oder Bands so gut ankommt? Weil es etwas Neues ist oder weil man sie einfach aus den Löchern holen musste?

GP: Eben, das hat mehrere Gründe. Erstens, dass es lange Zeit peinlich war, von diesen Museumswärtern einfach gepachtet wurde. Dass Mundart gleich Volkslied ist und Heimattümmelei. Also diese Zeit ist jetzt vorbei. Das ist sozusagen bei den Jungen nicht mehr

so. Und einfach auch ihnen einen Rückhalt geben muss, dass sie wissen: Aha, da werden wir auch gespielt. Sonst wäre das sicher nicht gegangen.

MD: Warum eignet sich die Mundart in der Musik besonders gut?

GP: Das kann man so nicht sagen. Es gibt viele Gruppen, das ist unterschiedlich. Die einen sagen, die Mundart ist schwerer zu singen als Englisch. Ich glaube einfach, das liegt daran, dass die Gruppen englisch texten – da fällt der Schwachsinn einfach nicht auf. Wenn man es wirklich in einer Sprache singt, die man selber versteht und auch das Publikum versteht, dann hat man ganz andere Qualitätskriterien. Also da muss man sich wirklich mit dem Text auseinandersetzen und Worte suchen, die singbar sind. Und wie gesagt, auch einen sinnvollen Text machen, das ist sicher die Schwierigkeit.

MD: Dann komme ich schon zu meiner letzten Frage beziehungsweise ich stelle Ihnen einfach offen: möchten Sie noch etwas zu Dialekten sagen, was Ihnen wichtig erscheint, quasi ein Schlusswort.

GP: Das Meiste habe ich – glaub ich – gesagt.

MD: Oder vielleicht noch etwas zum Wettbewerb?

GP: Naja, wir haben jetzt in sechs Jahren für ein Land wie Vorarlberg hundertdreißig Gruppen bei uns gehabt, was ein Wahnsinn ist für dieses kleine Land. Und das zeigt einfach, dass wenn man den Menschen eine Plattform bietet, dass sie sich kreativ mit ihrem Dialekt auseinandersetzen können. Das auch tun. Der Pausinger hat einmal gesagt: Heimat ist dort, wo ich mich wohl fühle. Das trifft dann sicher auch auf den Dialekt zu.

MD: Und es war von Anfang an erfolgreich?

GP: Das war schon beim ersten Mal ein großer Überraschungserfolg, es waren am Marktplatz drei- oder viertausend Menschen.

MD: Glauben Sie, dass der Wettbewerb auch in anderen Bundesländern Erfolg haben könnte?

GP: Sicher.

MD: Hat Sie jemand angesprochen aus anderen Bundesländern?

GP: Nein.

MD: Haben Sie vor, das irgendwie zu verbreiten?

GP: Was mir vorschweben würde, was mir ein schönes Ziel wäre, wäre der Bodensee Raum. Also, dass man zum Beispiel mit den Schweizern und den Deutschen irgendwann einmal zusammen arbeitet und die Schweizer am Bodensee und die Deutschen für sich einen Wettbewerb machen und dass man dann am Schluss ein großes Finale macht. Also mal so anfängt. Man muss ja auch bedenken, das ist jetzt im Wiener Dialekt anders, die Vorarlberger werden über Vorarlberg nicht sehr weit hinauskommen. Weil sie eben in Wien nicht verstanden werden. Es sei denn, man schafft auch da eine Plattform, man bringt es den Wienern bei, was es heißt, was die Vorarlberger da singen. Aber erstes Ziel wäre einmal der Bodensee Raum.

MD: Dankeschön.

Interview mit Thomas Matt, Vorarlberger Nachrichten, im Juli 2007:

MD: Sprechen Sie in Ihrem Beruf Dialekt oder Hochdeutsch? Zum Beispiel wenn Sie Persönlichkeiten aus dem Ländle interviewen.

TM: Es kommt darauf an, ob die Persönlichkeit Dialekt verlangt, Hochdeutsch versteht oder ob es zweckdienlich ist.

MD: Und wenn Sie jemanden auf Hochdeutsch interviewen und er antwortet im Dialekt? Stellen Sie dann automatisch um?

TM: Wenn es ihm lieber ist – ja. Die Wahl des Idioms ist auch eine Frage der Vertrautheit, die entstehen soll.

MD: Können Sie sich erklären, warum man im Radio öfters Dialekt hört als in der Zeitung liest? In der VN gibt es Gabi Fleisch's Kommentare.

TM: Weil sich Dialekt leichter spricht als schreibt. Weil Vorarlberg keinen einzelnen Dialekt hat, weil es sehr schwierig ist, einen Dialekt schriftlich exakt wiederzugeben. Zu lesen ist es auch schwer, das kann zu Unverständlichkeit führen.

MD: Wie definieren Sie generell den Stellenwert der Dialekte in den Medien?

TM: Das ist unterschiedlich. In der Schweiz ist der Stellenwert sehr hoch. Die führen ganze Sendungen im Dialekt mit deutschen Untertiteln - in Österreich gar nicht. In Bayern hat man ganz gern, wenn der Moderator erkenntlich Bayer ist – das ist ganz unterschiedlich.

MD: Glauben Sie, dass mehr Dialekte das Identitätsgefühl der Hörer/Leser/Zuseher steigern können?

TM: Warum soll es das nicht tun?

MD: Sollte man es mehr fördern, dass man die Dialekte in den Medien verwendet werden?

TM: Das hängt vom Medium ab. Radio Vorarlberg würde sicher befremdlich klingen, wenn sämtliche Moderatoren ununterbrochen Hochdeutsch sprächen.

MD: Sind Sie der Meinung, dass markante Dialektarten eher Verständnis oder Missverständnis hervorrufen? Könnte es einen Wiener Moderator in Vorarlberg geben?

TM: Es gibt Wiener Moderatoren in Vorarlberg.

MD: Um ein bisschen Sprachgeschichte noch mit einzubringen. Das folgende Zitat bezieht sich auf die frühe Neuzeit.

Fast alle Grammatiker sind sich aber darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (also das, was wir heute als „Dialekt“ bezeichnen) als „unrein“, „schlecht“, „verderbt“, „pöbelhaft“ abzulehnen seien.²²²

Glauben Sie, dass es sich sprachgeschichtlich gehalten hat, dass man jetzt sagt, dass Hochdeutsch als Radio- und Fernsehsprache verwendet wird?

TM: Also als unrein und pöbelhaft würde ich das nicht bezeichnen. Aber ich glaube, dass der Dialekt manchmal den Eindruck vermittelt, dass die betreffende Person entweder nicht wirklich bei einem Thema zuhause ist oder sich anbiedert an den Zuhörer oder Leser. Wenn es um den Beruf geht, dann bin ich dafür, es professionell anzusetzen.

MD: Offene Frage: Fällt Ihnen noch etwas Wichtiges zum Thema Dialekt in den Medien ein?

TM: Medienberichterstattung ist immer dann schlecht, wenn sie einen Teil der Rezipienten ausschließt. Wenn sie sich einer Sprache bedient, die ich gar nicht verstehen kann. Deshalb ist die Anwendung der Dialekte mit großer Vorsicht zu genießen. Es ist eine Frage der Verständlichkeit. Die Schweiz verwendet bei lokalen Nachrichten Dialekt mit hochdeutschen Untertiteln - das ist etwas skurril.

Interview mit Susanne Schwarz, „Neue“ und Frank Andres, „Neue“ im Juli 2007:

SSch: Ich habe mir gedacht, ob sich nicht unbewusst Wörter wie „am Morgen kaufte er sich ein Brötchen“ einschleichen. Wir würden schreiben: „am Morgen“ und der Rest der Österreicher würde schreiben „in der Früh kaufte er sich ein Brötchen“. Dass in die hochdeutsche Sprache Begriffe einfließen, das ist mir selber auch passiert.

MD: Wird das in der Redaktion korrigiert oder wird es eher übersehen?

FA: Ich glaube, das fällt gar nicht auf.

MD: Sprechen Sie in Ihrem Beruf eher Dialekt oder Hochdeutsch?

²²² Peter Ernst (2005), S. 179.

SSch: Das hängt bei mir sehr vom Ansprechpartner ab. Zuallererst rede ich Hochdeutsch. Es kommt aber auch darauf an, ob ich ihn kenne. Ich switche immer hin und her.

MD: Ist es nicht schwieriger, wenn man den Dialekt auf Band hat, das dann auf Hochdeutsch nieder zu schreiben?

SSch: Witzigerweise fließt das bei mir über. Manchmal muss ich umformulieren.

MD: Wie sehen Sie den Einfluss der Dialekte in den Medien. Glauben Sie, dass es mehr dialektale Einflüsse geben wird?

SSch: Ich kann mir vorstellen, dass es mehr wird. Es gibt schon solche Bewegungen. Vor ein paar Jahren war das noch tabu. Da hat jeder Hochdeutsch sprechen müssen. Jetzt habe ich eher das Gefühl, dass es in die andere Richtung pendelt - die Sprache ist Identität. Beim ORF – finde ich – war es früher strenger, heute hört man den Dialekt öfter im Fernsehen.

MD: Vor allem in den Printmedien. Werden Zitate mehr im Dialekt geschrieben werden?

SSch: Mehr vielleicht nicht. Ich habe es noch nicht gemacht, aber ich habe vor Kurzem etwas gelesen, wo man jemanden zum Beispiel mit dem „mol“ zitiert hat. Wenn dann als bewusst eingesetztes Stilmittel.

MD: Warum liest man Ihrer Meinung nach weniger Dialekte in der Zeitung.

SSch: Man muss sich darauf einigen, dass es für alle verständlich ist. Beim Hochdeutschen hat man das Neutralste. Es gibt den einzelnen Vorarlberger Dialekt nicht. Wenn ich im Bregenzer Dialekt anfangen zu schreiben, dann fühlt sich der im Montafon nicht wohl damit.

MD: Was fällt Ihnen noch allgemein zum Thema Dialekt ein?

SSch: Der Dialekt ist stärker präsent als es uns bewusst ist.

Interview mit Mag. Matthias Neustädter, Radio Vbg. Programmchef im Juni 2007:

MD: Da Sie im Radio arbeiten, Programmchef sind, wollte ich Sie fragen: Wie reden Sie im Radio? Dialekt oder Hochdeutsch?

MN: Es kommt auf das Thema drauf an. Ist es ein ernstes Thema, ist Hochdeutsch unsere Sendesprache und natürlich auch meine. Aber ist das Thema eines, das Mundart im erweiterten Sinne zum Thema hat, sprechen wir im Dialekt.

Letzten Samstag hatten wir beispielsweise das Finale vom Mundart Pop/Rock Wettbewerb von Radio Vorarlberg in Feldkirch, da gab es eine vierstündige Live-Übertragung. Ich wurde danach interviewt und habe in Mundart geantwortet. Ein anderer Fall ist wieder ein längeres Interview, das auch eher unterhaltenden Charakter hat - dann ist das eine Mischung. Dann werden die Fragen in Hochdeutsch gestellt. Je nachdem wie der Interviewpartner zurückantwortet, hält man teilweise - weil es eine Gesprächssituation sein soll - keine Frage-Antwort, Frage-Antwort – sondern ein Miteinander-Reden. Da falle ich persönlich teilweise in die Mundart zurück.

MD: Wie war das am Anfang bei Ihnen? War es schwierig, auf Knopfdruck Hochdeutsch zu sprechen?

MN: Nein, das war nicht schwierig. Also das war dadurch, dass ich selber aus den Nachrichten komme, da ist Dialekt tabu. Das ist reine hochdeutsche Sprache. Insofern war es nicht schwierig, Hochdeutsch zu sprechen. Es ist immer noch schwierig, Dialekt zu sprechen. – Also am Sender.

Das ist ganz, ganz schwierig. Viel schwieriger, als wenn man Hochdeutsch spricht.

MD: Sie waren vorher beim Fernsehen?

MN: Ja, beim Fernsehen und bei den Radioinformationen.

MD: Somit haben Sie irgendwann begonnen im Journalismus und da war es von Anfang an klar, dass Sie Hochdeutsch sprechen?

MN: Ja, das war ...

MD: Das war kein Problem?

MN: Nein.

MD: Auch nicht, wenn es emotional wurde?

MN: Nein.

MD: Und wie sehen Sie generell den Stellenwert der Dialekte in den Medien heutzutage? Zu wenig, zu viel, oder falsch eingesetzt?

MN: Er ist mit Ausnahme der Regionalradios in Österreich eigentlich gar nicht vorhanden. Im Fernsehen spielt er in gewissen Sendungen, wie beispielsweise „Am Schauplatz“ oder „Heiratssachen“ oder so was, spielt er eine Rolle. Aber eher per Zufall – wenn die Leute dort nicht Dialekt reden würden, würde es keine Rolle spielen. Der Dialekt spielt eigentlich nur im Regionalradio eine Rolle. Es gibt es bei uns ja auch Kunstfiguren, Witzfiguren oder, dass die Zeitung so einen Gag zum Tag hat und die sind in Mundart gehalten. Aber das ist doch dann eine verfälschte Mundart. Sonst spielt sie keine Rolle – medial gesehen. Im alltäglichen Leben, gerade jetzt in Vorarlberg, spielt er eine Riesenrolle.

MD: Warum?

MN: Weil es Identität ist für die Menschen und wir haben ja Dutzende Dialekte in diesem kleinen Land und das merkt man, wenn man von Deutschland kommt – in Hohenweil, da sprechen sie einen ganz einen anderen Dialekt als in Lautach. Und in Lautach komplett anders als in Dornbirn. Wenn Sie nach Lustenau geraten, dann verstehen Sie sowieso nichts mehr. Also das ist gerade in Vorarlberg so. Alles ist ausgeprägt. Und bei uns auch ein sehr, sehr wichtiger Punkt, um Identität und Heimat zu vermitteln.

Es ist kein Zufall, dass wir den Dialekt wieder mehr herausholen. Früher war es beispielsweise Moderatoren verboten, Dialekt zu sprechen. Von mir haben sie jetzt den Auftrag bekommen, wenn sie mit Leuten zu tun haben, dann müssen sie Dialekt reden.

MD: Glauben Sie, dass es eben mehr dialektale Einflüsse geben wird, weil jetzt auch angefangen wird, den Dialekt zu fördern und auch, dass sich die Hörer oder die Zuschauer irgendwie wohler fühlen. Vor allem im Regionalfernsehen oder Radio.

MN: Ich möchte das bezweifeln, weil das Regionalfernsehen – wenn Sie jetzt „Vorarlberg heute“ anschauen – ist sehr wenig Dialekt, weil es zum großen Teil eine News-Sendung ist und die News-Sprache muss Deutsch sein, muss Hochdeutsch sein. Die News-Sprache ist, und muss das auch sein. Man sieht das beispielsweise in der Schweiz, beim Radio DRS. Sie haben eine noch komplett intensivere Dialektidentität und News im Dialekt sind wahnsinnig schwer. Also, da würde ich mich nicht drüber trauen. Und das ist auch das Problem vom Regionalfernsehen, bis Viertel nach sieben sind es eigentlich News, die sind in Hochdeutsch gehalten. Erst dann beginnt die bunte Welt von Vorarlberg heute und da ist dann wenig Platz für Mundart.

MD: Und wie sehen Sie das in der Schweiz oder Radio Liechtenstein? Die sprechen ja sehr viel Dialekt, vor allem weil es auch der gleiche Ursprung ist des Dialekts. Finden Sie das gut?

MN: Ich finde es in Liechtenstein gekünstelt und in der Schweiz ist das so traditionell, Dialekt zu sprechen. Die Leute können dort teilweise auch gar kein Hochdeutsch. Das ist der Unterschied zu den Vorarlbergern. Hier traue ich mich zu sagen, dass 85%-90% der Menschen Hochdeutsch sprechen können. In der Schweiz ist dieser Prozentteil viel – da gibt es jetzt keine wissenschaftliche Erhebung, aber rein aus dem Bauch raus – viel geringer. Da ist Hochdeutsch eine Fremdsprache, die sie lernen müssen. Bei uns ist das schon noch Muttersprache – Hochdeutsch.

MD: Also nicht der Dialekt selber ist Muttersprache, sondern ...

MN: Natürlich spricht eine Mutter mit ihrem Kind Dialekt. Dann ist der Dialekt Muttersprache. Die Kinder, meine Kinder jetzt mit acht und zweimal fünf Jahren sprechen schon teilweise Hochdeutsch, weil sie im Kindergarten in Hochdeutsch lernen, nicht im Dialekt, auch, aber auch in Hochdeutsch.

MD: Es gibt auch markante Dialekte, z.B. in Lustenau. Glauben Sie, dass das eher Verständnis oder Missverständnis hervorruft in den Medien? Wenn man jetzt wirklich alle Dialektarten, alle Varietäten fördert. Glauben Sie, dass ein Wiener in Vorarlberg moderieren könnte?

MN: Ja, wir haben einen Niederösterreicher im Sender. Er macht Wetter und Verkehr, moderiert jetzt auch immer mehr andere Sendungen. Ich muss dazu stehen, ich darf nicht einen Niederösterreicher auf Wälder trimmen, das funktioniert nicht. Aber den Leuten sagen: das ist ein Zuagraster. Das ist der Thomas Aschberger, das fließt dann so ein aus Niederösterreich, das hört man ja auch. Und dafür ist Vorarlberg viel zu weltoffen, sehr wahrscheinlich viel weltoffener als in anderen Bereichen.

MD: Auch weltoffen für deutsches Deutsch?

MN: Das haben wir auch am Sender.

MD: Haben Sie auch?

MN: Ja. Aber da ist dann schon ein gewisses Maß erreicht. Ich möchte jetzt nicht, dass 50% der Mitarbeiter am Sender klingen würden wie direkt vom Nordrhein runter. Das hat sich so eingebürgert. Eine deutsche Kollegin, die schon 15 Jahre beim Sender arbeitet und noch zwei Kolleginnen aus dem Kleinen Walsertal, sind ja Vorarlberger - nur die klingen eher wie aus

Mitteldeutschland. Ich habe jetzt einen eingestellt vor einem Jahr, der kommt aus Lindau. Das ist so. Das spiegelt auch die Welt in Vorarlberg wider. Wir haben mittlerweile so viele - unter Anführungszeichen – Gastarbeiter aus Deutschland, die trifft man an jedem Eck. Es sind so viele deutsche Idiome, die man hört, die kann man dann auch am Sender hören. Es muss und darf nicht zuviel werden.

MD: Um ein bisschen Sprachgeschichte noch mit einzubringen. Das folgende Zitat bezieht sich auf die frühe Neuzeit.

Fast alle Grammatiker sind sich aber darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (also das, was wir heute als „Dialekt“ bezeichnen) als „unrein“, „schlecht“, „verderbt“, „pöbelhaft“ abzulehnen seien.²²³

Glauben Sie, dass es sich sprachgeschichtlich gehalten hat? Da jetzt Hochdeutsch als die Sprache gesehen wird, obwohl im regionalen Radio oder Fernsehen eigentlich nur wirklich die Zuseher diesen Dialekt sprechen?

MN: Falsch, den Dialekt sprechen...

MD: Verstehen...

MN: Auch falsch, den Dialekt sprechen und verstehen tun alle. Alle. Es gibt in gewissen Kreisen, sagen wir in Kreisen der Neureichen, der etwas von sich selber glaubenden besseren Schicht, ja diese Kunstform des Dialekts, das sogenannte Bödele- Deutsch in Dornbirn, das Pfänder-Deutsch in Bregenz, das Ganahl-Deutsch in Feldkirch, usw. Die Namen kommen daher, dass es überall bei den größeren Siedlungsräumen Hänge gibt, die schöne Wohngegenden geboten haben und auch bieten. Und in diesen Hängen haben die besseren, die reicheren Leute gewohnt, deswegen kommt es zu diesen Arten. Das sind Mischungen aus Deutsch, aus Hochdeutsch und Dialekt. Das ist eine Form, über die man sich lächerlich macht. Auch in Songs beispielsweise. Die Gruppe FF hatte einen Song, der heißt High

²²³ Peter Ernst (2005), S. 179.

Society, der ist nur in diesem Bödele-Deutsch gehalten. Da sieht man, dass die Leute teilweise aus Unterschichten stammen, dann am Standesamt in eine Oberschicht geraten, dann meinen, sie müssten diese Kunstform der Sprache annehmen, es aber nicht ganz können. Auch falsch - komplett. Jeder versteht die und jeder spricht die, wenn er vielleicht alleine zuhause ist. Aber es hat mittlerweile nicht – es mag früher so gewesen sein - aber es hat mittlerweile nichts mehr mit sozialer Schicht zu tun, natürlich gibt es Ausbergungen des Dialektes, das ist klar.

MD: Möchten Sie noch etwas zum Thema Dialekt sagen?

MN: Ich finde es interessant, dass Sie diese Arbeit schreiben. Der Dialekt ist gerade – glaube ich - in Zeiten von Globalisierung unglaublich wichtig. Es ist wichtig, dass man einen Rettungsanker hat – sprachlich, der einen wieder nach Hause zurückholt. Auch wenn man irgendwo, von mir aus, in Vorarlberg sitzt, aber übers Internet – es muss nicht Radio Vorarlberg sein – aber Radio Vorarlberg hört und dadurch dieses Stück Heimat hat, wenn da jemand Dialekt spricht. Ich glaube, das ist wichtiger denn je. Wir stehen dazu, wir tun das, wir wahren, wir wollen das auch bewahren. Das hat jetzt nichts mit Blut und Erde zu tun oder mit irgendwelchen national-fanatischen Gesinnungsbrocken, es ist einfach ein Stück Heimat und das soll und darf, glaube ich, wieder, 60 Jahre nach Nazi-Deutschland, wiedergeführt werden.

Interview mit Mag. Frank Andres, Leiter Lokalredaktion „Neue“, Vorarlberger Tageszeitung im Juli 2007:

MD: Sprechen Sie in Ihrem Beruf Dialekt oder Hochdeutsch? Zum Beispiel wenn Sie Persönlichkeiten aus dem Ländle interviewen.

FA: Das ist verschieden. Es kommt darauf an, wie gut ich den Politiker oder die Person kenne. Wenn ich zu dieser ein unproblematisches Verhältnis habe, mache ich es meistens im Dialekt. Mit dem Landeshauptmann werde ich dann schon das Interview auf Hochdeutsch machen.

MD: Sie verschriftlichen das Interview dann auf Hochdeutsch.

FA: Ja genau, wenn das Interview im Dialekt geführt wird, spiegelt sich das natürlich nicht im Text wider.

MD: Wenn Sie auf Hochdeutsch interviewen und Ihr Interviewpartner antwortet im Dialekt - springen Sie dann um?

FA: Das ist schwierig. Ich glaube, ich bin eher der Typ, der sich der Situation anpasst. Also, es gibt gewisse Politiker hier im Land, die reden automatisch im Dialekt, man ist gleich per „du“. Das ist offensichtlich hier so, dass man sich gleich duzt. Man passt sich dann in der jeweiligen Situation an. Man reagiert nach dem Interviewpartner. Aber meistens bemühen sie sich [Politiker, Anm.] das halbwegs schrift-sprachlich zu machen.

MD: Im Radio hört man öfters Dialekt, in der Zeitung liest man ihn eher selten. In der VN Gabi Fleischs „i-Tüpfle“. Woran könnte das liegen?

FA: Erstens glaube ich, dass wenn man das wirklich machen möchte, müsste man im Dialekt absolut perfekt versiert sein, auch entsprechend transkribieren können, damit man keine Fehler macht.

MD: Kann man in dem Bereich Fehler machen? Es gibt ja keine allgemein gültige Verschriftlichung.

FA: Ja natürlich kann man das. Ich glaube, dass viele Dialekt sprechen, aber sich das Ganze durchmischt. Man mischt durch. Ich bin schon dafür, dass man bei der Schriftsprache bleibt. Es ist einfach unseres. Es würde mir komisch vorkommen, wenn man jetzt alles im Dialekt schreiben müsste. Das gibt es in der Schweiz - die größte Ausnahme dort ist, dass die Nachrichten in Hochsprache gehalten werden. Da gibt es ja die große Diskussion, ob man in der Schule Dialekt oder Hochsprache sprechen sollte. Meiner Meinung nach hat der Dialekt in der Zeitung nichts verloren. Außer es ist ein fremdes Stilmittel, das man verwendet. Ein Kommentar, etc. Aber grundsätzlich würde ich sagen, dass man es hochsprachlich machen sollte. Ich glaube, dass da wenige versiert sind im Dialekt.

MD: Glauben Sie, dass mehr Dialekt das Identitätsgefühl der Hörer/Leser steigern würde?

FA: Schwierige Frage. Wir haben vor vier Jahren eine Geschichte gemacht über den Dialekt, wo Dichter zu Wort gekommen sind. Da haben wir gemerkt, dass das Interesse daran sehr groß ist. Wir haben auch Mundart Abende veranstaltet. Die waren komplett ausverkauft. Das Interesse ist da, ob das aber die Identität der Zeitung hebt, das glaube ich nicht. Aber das Interesse der Bevölkerung am Dialekt, das ist unbestritten. Mit dem Dialekt muss man vorsichtig sein - wer spricht noch den ursprünglichen Dialekt? Es mischt sich immer mehr durch. Wir haben heutzutage einen hohen Migrantenteil. Es wäre komisch, wenn man den Dialekt als Identität betrachten würde. Die Themen sind wesentlich wichtiger.

MD: Glauben Sie, dass eher markante Dialektarten Verständnis oder Missverständnis auslösen? Könnten Sie sich vorstellen, dass es in Vorarlberg einen Wiener Moderator gäbe?

AF: Das gibt es.

MD: Und die werden gerne gehört/gesehen?

AF: Also es funktioniert so: es werden alle Sendungen hochsprachlich gemacht. Wenn einer Nachrichten liest, ist es von Vorteil, wenn er hochsprachlich ist, also wenn er zum Beispiel aus Deutschland kommt und man die dialektale Färbung nicht hört.

Bei gewissen Dialekten, wie zum Beispiel im hintersten Bregenzer Wald - da tut sich so manch ein Vorarlberger schwer. Aber den Vorarlberger Dialekt gibt es nicht. Das merkt vielleicht ein Wiener nicht, aber wir registrieren das. Da gibt es meist zusätzliche Verständigungsprobleme.

MD: Wie beurteilen Sie generell den Stellenwert der Dialekte in den Medien heutzutage?

AF: Also in der Zeitung hat der Dialekt einen eher geringen Stellenwert. Dialekt findet kaum Niederschlag in der Zeitung. Er wird höchstens als explizites Stilmittel eingesetzt. Wenn einer ein super Zitat hat und man möchte es so bringen, wie er es im Original gesagt hat, dann ist so ein Stilmittel okay. Wir haben eine Rubrik, so wie in der VN die Gabi Fleisch, wo jemand einen Vorarlberger Spruch bringt. Wenn es jemand machen würde, dann müsste das gut sein, ich würde mich selber nicht drüber trauen.

MD: Um ein bisschen Sprachgeschichte noch mit einzubringen. Das folgende Zitat bezieht sich auf die frühe Neuzeit.

Fast alle Grammatiker sind sich aber darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (also das, was wir heute als „Dialekt“ bezeichnen) als „unrein“, „schlecht“, „verderbt“, „pöbelhaft“ abzulehnen seien.²²⁴

Glauben Sie, dass es sich sprachgeschichtlich gehalten hat, dass man jetzt sagt, dass Hochdeutsch als Radio- und Fernsehsprache verwendet wird?

AF: Ich würde das jetzt nicht unterstreichen. Ob man im Dialekt oder Hochdeutsch redet, hat mit Dialekt null zu tun. Ich kenn viele, die Dialekt sprechen und das hat mit Intelligenz überhaupt nichts zu tun. Das würde ich als völlig fehl am Platz bezeichnen.

MD: Fällt Ihnen noch etwas zum Thema Dialekt ein?

AF: Mir fällt momentan nichts ein.

Verwendete Zeitungsbeispiele:

A) „VN“ - Kultur²²⁵

01.08.2008

„art bodensee“, Treffen für Gönner

Über Tausend Eröffnungsgäste zelebrierten gestern Abend den Start der Kunstmesse. Dornbirn (VN-cd) Kunstmessen sind nicht nur ein Treffpunkt jener, die sich selbst etwas gönnen, sondern auch solcher, die das anderen ermöglichen, der Mäzene und eben – Gönner.

Sponsoring-Preise

Im Verbund mit der Wirtschaftskammer Vorarlberg hat es sich die Messe Dornbirn schon seit einigen Jahren zur Aufgabe gemacht, Sponsoren auszuzeichnen. Der „Maecenas Vorarlberg“ ging am gestrigen Eröffnungsabend an die Volksbank Vorarlberg (in der Kategorie Großunternehmen) und an das Bregenzer Future Training Büro (Kategorie Klein- und Mittelbetrieb). Außerdem wurden (siehe Factbox) mehrere Anerkennungspreise vergeben. Jenen, denen das Förderer-Prädikat ebenso zukommt, sind die Galeristen. Fünfzig sind – wie berichtet – auch bei der achten Auflage der Dornbirner Kunstmesse dabei. Rund 8000 Besucher sollen sich bis Sonntag bei ihnen über zeitgenössische Kunst informieren bzw. zum Sammeln verführt werden. Nach einem schönen Start mit Tausend Eröffnungsgästen gibt sich die Messeleitung überzeugt davon, dass so viele Interessierte kommen werden. Christa Dietrich-Rudas

²²⁴ Peter Ernst (2005), S. 179.

²²⁵ Alle Beispiele aus der „VN“ sind dem Archiv entnommen, aus:
https://dc.medienhaus.at/archives/textarch/search/_1222700265/.

04.08.2008

Karl Gamper: Musiker mit Leib und Seele

Bregenz (VN-JU) Ein Schock für die Militärmusik Vorarlberg gerade in ihrem 50. Bestandsjahr, ein schwerer Verlust für das Blasmusikwesen des Landes: Am Freitag ist der 52-jährige Vorarlberger Militärkapellmeister Major Karl Gamper bei einem tragischen Badeunfall ums Leben gekommen. Der gebürtige Innsbrucker, in Graz, Detmold und München umfassend musikalisch ausgebildet als Dirigent und Schlagzeuger, hat sich ab 1988 als Direktor der Musikschule Bregenzerwald und seit 2001 als Leiter der Militärmusik bleibende Verdienste um das Musikleben Vorarlbergs erworben. Gamper war Blasmusiker mit Leib und Seele. Ein Mensch, der stets das Positive in den Vordergrund stellte. Doch als es 2005 um die Existenz seiner Militärmusik ging, da kämpfte er in dieser Krisensituation wie ein Löwe. Er forderte Engagement und kraftvolles Spiel, bei dem aber nie feine Differenzierung und hohe Klangkultur fehlen durften. All dies und eine enorme Vielseitigkeit trugen seiner Militärmusik den Ruf einer Vorzeigekapelle im Blasmusikwesen Vorarlbergs ein. Der Obmann des Vorarlberger Blasmusikverbandes, Wolfram Baldauf, in einer ersten Reaktion gegenüber den „VN“: „Für seine Grundwehrdiener war Gamper wie ein Vater. Und auch wir werden seine Menschlichkeit und Kameradschaft, die ausgezeichnete Zusammenarbeit mit der zivilen Blasmusikszene im Land sehr vermissen. Wir sind tief betroffen!“ Karl Gamper war aber ebenso mit ganzem Herzen ein Familienmensch. Er lebte mit seiner Frau Susanne und den beiden Töchtern in Egg. In der dortigen Pfarrkirche findet auch am Mittwoch um 10 Uhr die Verabschiedung statt.

08.08.2008

Video-Wettbewerb der Bregenzer Festspiele

Was auf der Bregenzer Seebühne passiert, ist klar. Da wird es dramatisch, mit „Tosca“ grandiosem „Augenaufschlag“. Und was ist Backstage, also hinter der Bühne, los? Da huschen Statisten zu ihren Auftritten, da trifft man sich in der Maske oder zu einem kleinen Plausch. Das allerdings bekommt der Festspielbesucher im Normalfall nicht zu Gesicht.

Preisverleihung

Jetzt aber eben doch und „Schuld“ daran hat das Cross Culture-Jugendprogramm. Da wurde zum Video-Wettbewerb der Festspielmitarbeiter aufgerufen. Gezeigt werden sollte, was sich hinter den Kulissen verbirgt. Und die Gewinner, die stehen mit Johannes Rinke (erster Platz), Daniel Hiller (zweiter Platz) und Lukas Ziesig und Jonas Hock (dritter Platz) jetzt fest. Ein Preisgeld von insgesamt 350 Euro gab es auch. Wenn also die Nachwuchsfilmer nicht gerade ihre Kameras umschnallen, dann treten sie als Statisten in Aktion, kennen den Bühnenalltag aus erster Hand und die schüttelte ihnen Intendant David Pountney bei der Siegerehrung höchstpersönlich. Für die Kamera zwinkert „Tosca“ doch gerne

Die Oper „Tosca“ wird noch bis 23. August, jeweils 21 Uhr, auf der Bregenzer Seebühne gespielt.

14.08.2008

Gipfeltaufe als Kunstprojekt

Bern. Die Schweizer Künstlerin Sasha Huber will das Agassizhorn in den Berner Alpen umbenennen. Der Berg soll zukünftig „Rentyhorn“ heißen. Damit will sie an den umstrittenen Namensgeber des Berges erinnern. Louis Agassiz (1807–1873) war ein Schweizer Naturforscher, der als Gründer des wissenschaftlichen Rassismus gilt.

Stipendien für Komposition

Wien. Das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur schreibt für das Jahr 2009 Staatsstipendien für musikalische Kompositionen aus. Ein solches Stipendium ist mit monatlich 1100 Euro über eine Laufzeit von einem Jahr dotiert. Bewerbungen können bis zum 15. September 2008 eingereicht werden.

BU: Riccardo Muti bei „Otello“.

Muti bleibt in Salzburg

Salzburg. Riccardo Muti wird den Salzburger Festspielen trotz seiner Verpflichtung als Chef des Chicago Symphony Orchestra weiter jeden Sommer zur Verfügung stehen. Muti dirigiert derzeit Verdis Oper „Otello“ in Salzburg, 2009 wird Rossinis „Moses und der Pharao“ mit dem russischen Bassisten Ildar Abdrazakow folgen. Für 2010 ist laut Muti ein Gluck-Projekt mit Elina Garanca fixiert.

Die Bewerbungen können bis 15. September an das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur, Abteilung VI/2, Minoritenplatz 5, 1014 Wien, eingereicht werden.

16.08.2008

Der Urlaub fängt zu Hause an

„Bodensee und Oberschwaben. Die 16 wichtigsten Ausflugsziele“, DRW-Verlag, Leinfelden-Echterdingen 2008.

Lohnende Ausflugsziele in der Bodenseeregion und in Oberschwaben.

(VN-hv) Nicht nur in Ferienzeiten ist man dankbar für lebendig geschriebene und zum Besuch anregende Führer. Wenn viele Fakten leicht lesbar verpackt sind, dann stimmt schon fast alles. So beim Führer „Bodensee und Oberschwaben. Die 16 wichtigsten Ausflugsziele“ aus dem DRW-Verlag. Die Zisterzienser wussten sich zu helfen. Da die Ordensregel dem zur Sparsamkeit angehaltenen Reformorden Kirchtürme untersagte, setzten sie in Birnau über das Priorat einen Turm, der von weither zu sehen ist. Raimund Kolb schildert die Entstehung der bekannten Wallfahrtskirche und öffnet uns beim Gang durch den spätbarocken Innenraum den Blick für die einmalige Pracht.

Kultur und Natur

Nebenbei hören wir, dass der Maler Gottfried Bernhard Göz dem guten Wein so zugesprochen hat, dass er vom Gerüst fiel. Ganz im Trend wird anschließend ein Spaziergang auf dem Prälatenweg nach Salem empfohlen. Immer mehr gefragt ist die Verbindung von Kultur und Natur. In Friedrichshafen wird nach der Beschreibung des Zeppelin-Museums ein Stadtpaziergang und eine Wanderung zum Eriskircher Ried angeboten, von Lindau aus eine Radwanderung nach Langenargen. Gut ausgewählte Bilder und Hinweise für weitere Informationen schließen das Kapitel ab. Ähnlich sind auch die insgesamt 16 Ausflugsziele aus der Region Bodensee-Oberschwaben aufgebaut. Österreich ist durch das Kunsthaus Bregenz vertreten. Schade, dass die Schweiz völlig fehlt. St. Gallen liegt nicht einmal so weit wie Ravensburg vom See entfernt und zählt zu den absoluten Highlights der Region.

20.08.2008

VN-INTERVIEW:

Nicola Raab inszeniert die Festspiel-Uraufführung

Zu fühlen was Bühnentauglich ist, kommt Nicola Raab heute Abend wohl zugute.

Christa Dietrich 72/501-225christa.dietrich@vn.vol.at,

VN:

„Die Marathon-Familie“ von Isidora Zebeljan, ist das für Sie mehr eine Familiengeschichte oder die Geschichte eines Landes bzw. ein Abriss aus der europäischen Geschichte?

Raab: Es ist interessant, warum sie für die Serben funktioniert. Das Theaterstück und der Film, die sind Kult. Ich habe nachgeforscht und es mir auch erzählen lassen, es gibt Dinge in dieser Familie, die nur aus Männern besteht, bei denen sich – obwohl es problematisch ist, ob man das nun so sagen darf – eine Assoziation einstellt, dass sie irgendwie für das Schicksal stehen. Für das Schicksal eines Volkes. Die Familie, die Geschichte spielt im Jahr 1934, steht für das Alte, dann kommt das Neue in Gestalt eines Menschen, der draußen war und den Tonfilm mitbringt. Das Alte kann sich gegen das Neue nur wehren, indem es kaputt gemacht wird.

VN:

Das ist somit eine politische Metapher.

Raab: Ja, aber etwas konkret Politisches wird nicht angesprochen. Ich habe mit Leuten geredet, die das als ihre Geschichte verstehen. Ja, wir haben viel verloren und kaputt gemacht und wir werden es wieder kaputt machen. Das wird so angenommen durch diesen schwarzen Humor.

VN:

Vielleicht ist das auch ein schwarzer Humor, über den wir nicht urteilen sollten. Als Regisseurin haben Sie die Möglichkeit zu gewichten. Was war Ihnen wichtiger, die Männer-Familie oder die Politik?

Raab: Das lässt sich schon sagen, es kommt aber noch ein Faktor dazu, es ist eine Uraufführung. Und da denke ich, es ist meine Pflicht als Regisseurin erst einmal das Stück zu erzählen, nicht wahnsinnig herumzuinterpretieren. Ich erzähle deshalb mit meinen Mitteln die wilde Geschichte der Familie nach und hoffe, dass sich die Assoziation durch geschickt verteilte Information einstellt.

VN:

Gibt es für Sie einen moralischen Aspekt, provokant gefragt, wird gesagt, Patriarchat ist pfui?

Raab: Das sollte sich beim Zuschauer einstellen, dazu muss ich nicht den Zeigefinger erheben.

VN:

Sie haben schon eine Oper von Isidora Zebeljan inszeniert. Beschreiben Sie bitte ihre Musik?

Raab: Wir sind mit der Oper „Zora D.“ auch nach Belgrad gegangen. Dort haben andere Musiker gespielt, da war ich völlig begeistert. Sie will es sicher nicht hören, aber es stimmt, die Vorlage stammt sehr aus serbischer traditioneller Musik. Ich würde es „Gipsymusic on speed“ nennen. Die Musik kann fetzen, aber man darf nicht vergessen, es ist modernes Musiktheater und es ist für die Sänger extrem schwierig.

VN:

Der Text wurde ins Deutsche übertragen.

Raab: Ich habe ihn übersetzt. Das Übersetzen gehört zum Handwerk, ich bin sowieso etwas handwerkbetont. Für mich gehört das dazu.

VN:

Wie muss ein Stoff beschaffen sein, damit er Sie anspricht?

Raab: Wenn ich fühle, das ist für das Theater geschrieben, wenn ich weiß, da hat nicht nur irgendjemand herumgedacht. Das ist auch toll, ich schaue das auch gerne an, aber das können dann andere Leute machen.

VN:

Es ist vielleicht Zufall, dass Sie zuletzt lauter Stücke des 21. Jahrhunderts umsetzen, demnächst kommt Contis „Don Chisciotte“. Die Bandbreite reicht zurück bis zum Barock. Gibt es dennoch Schwerpunkte?

Raab: Es muss etwas Spezielles sein. Bei „Béatrice und Bénédict“ von Berlioz, da dachte ich, o. k. dann lass uns Theater machen. Ich habe den französischen Dialog rausgeschmissen und Shakespeare wieder reingeholt, die Oper basiert ja auf „Viel Lärm um Nichts“. Dann kommt es vielleicht darauf an, dass der Raum etwas Besonderes ist. Die Werkstattbühne ist ein phantastischer Theaterraum. Wenn wir die Ehre haben, hier Theater machen zu können, dann ohne Kompromisse.

VN:

Welchen Eindruck hatten Sie beim ersten Blick auf eine Seebühnenproduktion in Bregenz?

Raab: Gigantisch, ein emotionaler Ort, den man in einen emotionalen Gesamttraum verwandeln kann.

VN:

Würden Sie dort Regie führen wollen?

Raab: Natürlich, aber das wäre völlig vermessen. Da müsste man sich noch mindestens zehn Jahre hinarbeiten.

Christa Dietrich-Rudas

22.08.2008

Manfred Honeck: Nach Konzerttournee eine „Aida“

Schwarzach (VN-cd) Am 17. September, exakt zu seinem 50. Geburtstag, gibt der Vorarlberger Dirigent Manfred Honeck in den USA sein Antrittskonzert als künstlerischer Leiter des Pittsburgh Symphony Orchestra. Zuvor ist Honeck, der seit einem Jahr Generalmusikdirektor an der Staatsoper Stuttgart ist, mit der Tschechischen Philharmonie als deren erster Gastdirigent auf Konzerttournee in Spanien. Am 5. September eröffnet er zudem die Prager Konzertsaison mit einer Aufführung von Mahlers „Auferstehungssymphonie“ im Rudolfinum. In Stuttgart wird er im Herbst unter anderem die Wiederaufnahme der Opernproduktion „Idomeneo“ leiten. Die erste Neuinszenierung unter dem Dirigenten Manfred Honeck ist die Verdi-Oper „Aida“. Es inszeniert Karsten Wiegand. Premiere ist am 26. Oktober.

Christa Dietrich-Rudas

28.08.2008

Sieben Kandidaten für Bregenz

Der künftige Intendant soll die Landesbühne weiter in die Internationalität führen.

Artur Vonblon

Ich werde mich in der Intendantenfrage der Empfehlung der Jury anschließen.

Markus Wallner, Landesstatthalter

In der Intendantenfrage am Vorarlberger Landestheater berät heute die Jury.

Bregenz (VN-vf, cd) Dass er sich bei der Besetzung eines neuen Intendanten am Vorarlberger Landestheater der Empfehlung der Jury anschließen wolle, damit hielt Landesstatthalter Markus Wallner nicht hinter dem Berg. 55 Bewerbungen verzeichnete man insgesamt, sieben davon –

darunter auch zwei Kandidatinnen – werden heute ihr Konzept vor den Mitgliedern der Fachjury präsentieren. Das hochkarätige Teilnehmerfeld setzt sich aus Bewerbern aus Österreich und Deutschland zusammen.

Zweierteam

Aus Vorarlberg ist mit Augustin Jagg und Hubert Dragaschnig auch das einzige Zweierteam am Start. Was bedeuten würde, fiele die Wahl auf sie, dass auch über die Leitung des Theater Kosmos neu diskutiert werden müsste. Tatsache sei, so Wallner, dass man eine neue Ausrichtung des Landestheaters erreichen wolle, die in einer weiteren Internationalisierung resultieren wird. „Der Intendant des Landestheaters wird eine wichtige Position für die gesamte Vorarlberger Kulturszene einnehmen“, erklärt Wallner und weist darauf hin, dass in der Jury mit Isabella Suppanz (Intendantin am Landestheater St. Pölten), Anna Badora (Intendantin des Grazer Schauspielhauses) und Josef Ernst Köpplinger (Intendant am Stadttheater Klagenfurt) auch drei Vertreter moderner österreichischer Landesbühnen in der Jury sitzen. Von Vorarlberger Seite sind dies unter anderem Landesstatthalter Markus Wallner, KUGES-Vorsitzender Artur Vonblon, der kaufmännische Direktor der Bregenzer Festspiele Franz Salzmann und Kulturamtsleiter Werner Grabher. Man wolle für das Vorarlberger Landestheater einen Intendanten, der mit neuen Konzepten die Bühne weiter in die Professionalisierung trage, bestätigt auch Artur Vonblon im Gespräch mit den „VN“.

Neues Konzept gefordert

Die letzte Neubesetzung in der Chefetage des Landestheaters erfolgte 1999 mit dem „Amtsantritt“ Harald Petermichls. Sein Vertrag wurde nun nicht mehr verlängert, weil ein neues Konzept für das Haus gefordert wurde. 2009 wird es so weit sein. Davor wartet die letzte Saison unter Petermichls Intendanz noch mit Klassikern, Uraufführungen und regionalen Bezügen auf. So wird unter anderem Hans Weingartners „Die fetten Jahre sind vorbei“ aufgeführt werden. Petermichl: „Will man neue Konzepte, dann auch mit neuen Leuten.“ Die werden heute von Intendanten-Aspiranten der Jury unterbreitet. Grundsätzlich wolle man die Verhandlungen mit einem Dreivorschlag abschließen, so Wallner, der betont, dass man mit dem Erstgereichten Verhandlungen aufnehmen werde.

30.08.2008

Kopfsprung ins kalte Nass

Ein bisschen Mafia, ein bisschen Feminismus und natürlich ein wenig Spannung: Christine Calissano, Staatsanwältin in Palermo, mischt mit „Sprung ins Dunkel“ Zutaten zwischen die Buchdeckel, die Krimifreuden garantieren sollten.

Schmögerstunden

Heldin Irene Bettini ist Frischling in Diensten des italienischen Geheimdienstes und erhält sofort einen beinahe unlösbaren Auftrag. Es geht an die Finanzen. Bettini wurstelt sich durch und stößt auf undurchsichtige Finanztransaktionen, über die einige korrupte Kollegen stolpern. Calissanos „Sprung ins Dunkel“ ist für gepflegte Schmögerstunden am Baggersee genau das Richtige.

Christine Calissano: „Sprung ins Dunkel“, Fischer Verlag, Frankfurt 2008.

07.08.2008

Aus der Sahnetorte hüpf „Pandora“

„Alpinale“ 2008. Das Programm des Nenzinger Filmfestivals „Alpinale“.

Zur Geburtstagsparty der „Alpinale“ bringt Alexander Jenny „Pandora“ mit.

Nenzing (VN-vf) Sweet Sixteen, also süße 16 Jahre lang ist das „Alpinale“-Filmfestival nun am Nenzinger Ramschwagplatz beheimatet. Grund genug, um diesen Geburtstag zu feiern. Das macht man auch zum Beispiel mit einem neuerlichen Einreichrekord von 543 Filmen aus 34 Ländern, die alle das „Goldene Einhorn“, das es in Nenzing ja zu gewinnen gibt, gerne in ihrer Trophäensammlung glänzen sehen würden.

In aller Kürze

Und unter den Filmemachern und Akteuren finden sich auch vier Vorarlberger Kurzfilmproduktionen, die zwar nicht auf den „eingehörnten“ Preis, dafür aber auf die „Vorarlberg Shorts“-Auszeichnung hoffen.

Pandora schläft

Der Bludenzener Filmemacher Alexander Jenny ist einer von ihnen. „Das ‚Alpinale‘-Festival ist mittlerweile weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Das ist gut so, auch für die vielen Filmemacher, die es in Vorarlberg gibt“, setzt Jenny, der bereits TV-Werbefilme gedreht hat, zur Erklärung seiner filmischen Ambitionen an. Und die gehen eindeutig ins Künstlerische. Jenny: „Dreht man einen Werbefilm, dann kann man seine eigenen Ideen nur bis zu einem bestimmten Punkt einbringen. Entscheidend ist der Kunde. Spannend ist es aber eben, wenn man sich in Kurz- oder Langfilmen richtig austoben kann.“ Wie das aussieht, das gilt es nun in Bild und Ton und auf Großbildleinwand zu begutachten. „Pandora“ heißt das gar nicht kamerascheue „Kind“ und um

Pandora geht es auch. „Entstanden ist der Film in zwölf Stunden bei einem Kurzfilmprojekt in der Schweiz. Die Idee des Projekts war, dass aus einem Satz ein Film entsteht. Mein Satz lautete: ‚Unter meinem Bett‘“, erklärt Jenny, der daraus drei Minuten Filmmaterial strickte. „Was könnte sich unter einem Bett befinden? Eine Kiste beispielsweise oder auch die Büchse der Pandora. Schon hatte ich das Thema“, das Jenny vom Lichtdesign bis zur Kameraführung in Eigenregie stemmte. Eine Frau schläft. Sie träumt. Und sie sieht eine Holzkiste, die sich wo befindet – na, unter ihrem Bett eben. Wenn da dann aber am Ende des „Alpinale-Filmfestivals ein „Goldenes Einhorn“ rauskopst, dann darf die Büchse der Pandora einmal ruhigen Gewissens geöffnet werden.

B) „NZZ“ – Kultur²²⁶

September 2008, Neue Zürcher Zeitung

Zwischen Autobahnraststätte und tamilischem Tempel

Einblicke in Anna Luifs neue Filmproduktion im Kollywood-Stil

Für ihren neuesten Streich liess sich die Zürcher Regisseurin Anna Luif von Zürichs multikultureller Seite inspirieren. Der Film, im Stil der tamilischen Kollywood-Produktionen gedreht, thematisiert die Liebe zwischen einem sri-lankischen Einwanderer und einer Deutschen.

Karolina Dankow

Noch eine Schicht Sonnencreme und einige Anweisungen aus dem Off, dann geht es – «one, two, three, four» – wieder von vorne los. Das Grüppchen buntgekleideter junger Menschen, die sich im Langstrassenquartier durch die Hitze tanzen, ist kein Überbleibsel der Street Parade. Vielmehr handelt es sich um die hochkonzentrierte Crew des Spielfilms mit dem Arbeitstitel «Tamilische Hochzeit», die gerade einen Drehtag bestreitet.

Bei der Produktion handelt es sich um den neuesten Streich der Zürcher Regisseurin Anna Luif, die 2003 mit der subtilen Familiengeschichte «Little Girl Blue» einen Achtungserfolg erzielte und sich nun einem neuen Genre widmet: Kollywood ist die aus Sri Lanka stammende Version des hierzulande bekannteren Bollywood-Films und galt Luif als Inspiration für das Projekt. «Ich wollte einen Film mit Tanzszenen realisieren, und ich interessiere mich für die Situation der Tamilen in der Schweiz», erklärt die 36-jährige Filmemacherin. Dabei steht der multikulturelle Aspekt im Vordergrund – die Geschichte spielt in der Schweiz, die Protagonisten sind teils tamilischer, teils europäischer Herkunft.

Schwierige Liebe

Die Geschichte (das Drehbuch hat Elke Rössler nach einer Vorlage von Eva Vitija und Anna Luif verfasst) handelt von einer schwierigen Liebe: Der 25-jährige Devan, der als Sohn tamilischer Einwanderer in Zürich lebt, soll traditionellerweise eine Frau aus Sri Lanka heiraten, die sein Vater für ihn ausgesucht hat. Doch kurz vor der Verlobung verliebt sich der charmante Hobby-Fussballtrainer in die alleinerziehende Mutter Leo, die als Praktikantin in einer Autobahnraststätte jobbt. Da Devan es nicht übers Herz bringt, seiner Angebeteten die Wahrheit zu sagen, entstehen Verstrickungen und Verwirrspiele in allerschönster Melodrama-Manier. Die verschiedenen Welten, denen das Liebespaar entstammt, prallen vor allem dort aufeinander, wo es um Werte und Traditionen geht. Etwa um die Tatsache, dass Leo ein uneheliches Kind hat, oder bei der Frage nach der Einflusskraft von Devans Familie.

Wie innerhalb der Filmstory kam es auch bei der bisherigen Produktion des Films immer wieder zu unerwarteten Komplikationen und Wendungen. Zum Beispiel bei der Suche nach der männlichen Hauptrolle: «Wir führten ein Riesen-Casting durch, fanden aber keinen, der als Protagonist in Frage kam», berichtet Luif. Als sie bereits nach Sri Lanka reisen wollte, um nach ihrem Devan zu suchen, fiel ihr ein Casting-Tape, das sie von einem jungen Tamilen aus England bekommen hatte, in die Hände. Die sängerischen und tänzerischen Darbietungen des jungen Muralee Sandrasegaram überzeugten Luif so sehr, dass sie den Laien für die Hauptrolle engagierte.

Eine besondere Herausforderung war die Filmmusik. Seit einem Jahr beschäftigt sich der Komponist und Musiker Balz Bachmann – er hat 2003 am Internationalen Filmfestival von Locarno den Filmmusik-Preis der Suisa-Stiftung für die Musik zu Luifs «Little Girl Blue» erhalten – mit tamilischen Klängen, um seinen Kompositionen Authentizität zu verleihen. Die Gesangseinlagen mussten

²²⁶ Alle Artikel sind der Homepage der „NZZ“, www.nzz.ch, entnommen, sind jedoch auch in der Printausgabe erschienen.

teilweise in Indien aufgenommen werden. Eine unerwartete Hürde, so Bachmann, sei dabei die Koordination von Text und Rhythmus in einer Sprache gewesen, die er nicht verstehe.

Authentische Tanzszenen

Zumindest die Tanzeinlage, die am Sonntag an der Sihlhallenstrasse zwischen Garagentoren und zwielichtigen Bars gedreht wurde, schien in ihrer Mischung aus Herzschmerz, Kitsch, Pop und Humor sehr authentisch. Neugierig beäugt von den Passanten, exerzierten die Schauspieler die Szene unter den strengen Anweisungen eines Choreografen Stück für Stück durch. Dabei war höchster Einsatz gefordert, denn die Zeit ist knapp. Auf nur 29 Tage ist die Drehdauer bemessen. Neben Zürich sind Engelberg und die Autobahnraststätte Würenlos weitere Stationen der Filmcrew. Der Film, eine Deutschland-Schweiz-Koproduktion, kommt voraussichtlich im Herbst 2009 in die Kinos und wird später auch im Fernsehen zu sehen sein.

29. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Zürcher Theaterspektakel

Balanceakt zwischen Tradition und Moderne

In «Há Mais» und «Mafalala 2» zeigt die Truppe Cultur Arte modernen Tanz

Die Compagnie Cultur Arte kombiniert westeuropäische Tanztechnik mit traditioneller afrikanischer Bewegungskunst.

Martina Wohlthat

Das Bild, das die meisten europäischen Zuschauer von afrikanischen Tänzern haben, lässt sich auf einen relativ einfachen Nenner bringen. Wir bewundern vor allem die geschmeidigen Bewegungen, die Zentriertheit, Leichtigkeit, mühelose Verwurzelung der Körper im Boden und das grossartige Rhythmusgefühl der Tänzer. Solche Erwartungen wurden zu Beginn des zweiteiligen Abends der Compagnie Cultur Arte beim Zürcher Theaterspektakel auf der Seebühne durchaus erfüllt. «Mafalala 2», das Stück des jungen mosambikanischen Choreografen Panaïbra Gabriel, ist eine Liebeserklärung an Mafalala, einen Vorort von Maputo, und seine Bewohner. Vor der Unabhängigkeit Moçambiques wohnten hier ausschliesslich Farbige, die vom Land in die Stadt gezogen waren, um dort Arbeit zu finden. Heute ist Mafalala ein kultureller Schmelztiegel und Abbild des modernen Moçambique.

Für den Überlebenskampf in einer sich rasch wandelnden Gesellschaft findet der Choreograf Panaïbra Gabriel einfache, poetische Bilder. Da werden den Tänzern Knüppel zwischen die Beine geworfen, doch sie bahnen sich ihren Weg fast lässig unter Traglasten auf geschwungenen Linien über die Bühne. Das Stück strahlt Selbstvertrauen und Optimismus aus, hat aber auch spielerische und verträumte Seiten. Wie ein Fels steht der Saxofonist Orlando da Conceição mit seinem Instrument da und schickt Tontrauben aus Jazzklassikern von Duke Ellington und Charlie Parker in die Nacht über den See. Ein Tänzer führt dazu schnelle Schritte, Sprünge und Drehungen aus, die mehr an die Improvisation des Streetdance als an eine gewichtige Choreografie denken lassen. Gleich darauf beginnen die vier Tänzer von Cultur Arte ein Fussballspiel, kämpfen tänzelnd um den unsichtbaren Ball. In Alltagskleidung balancieren sie Gegenstände auf dem Kopf: Ein Bündel Holzscheite, eine rote Plasticwanne, ein Korb und ein Blechfass werden auf einem kleinen Kissen auf dem Kopf getragen und bleiben dort, egal was die Tänzer sonst noch machen. Gegenstand und Träger werden eins, doch wer beherrscht hier wen?

Die Tänzer verwachsen mit den Traglasten auf ihrem Kopf, verlieren dabei jedoch kaum etwas von ihrer Bewegungsfreiheit. Ob in Bauch- oder Rückenlage, im Vorwärts- oder im Rückwärtsgang – durch die geschmeidige Balance der Tänzer bleibt die Last am Ort, verrutscht nur selten ein wenig und wird wie selbstverständlich zurechtgerückt. Dazu gehen die erdigen Saxofontöne unmittelbar in die Körper über. Die Basstöne nehmen im Stampfen der Füsse Bodenkontakt auf, die melodischen Läufe werden als gezackte Körperlinien im Tanz umgesetzt. Fasziniert schaut man der Weichheit und der Kraft der Bewegungen zu. Allein mit den Mitteln des Tanzes entsteht hier ein unaufgeregtes Stück Alltag. Ein

lebendiges Abbild der Gegenwart, das mehr über den zeitgenössischen afrikanischen Tanz im Spannungsfeld von Tradition und Moderne aussagt als jede aufwendig ausgestattete Tanzshow.

Nach kurzer Unterbrechung begegnete man denselben Tänzern in Thomas Hauerts Choreografie «Há Mais» wieder – als Darsteller in einem abstrakten Stück europäischer Prägung. Die Entstehungsgeschichte des Stücks scheint typisch für die Berührung von afrikanischem und europäischem Tanz: «Há Mais» ist 2002 als Teil eines Projekts von afrikanischen und europäischen Tanznetzwerken in Moçambique entstanden. Es zeigt, dass der afrikanische Tanz im globalen Umfeld nicht nur auf traditionelle Formen und narrative Stoffe zurückgreift, sondern auch westeuropäische Tanzformen mit einbezieht. Thomas Hauert hat mit den Darstellern zunächst Bewegungen aus traditionellen Tänzen isoliert. Jeder der Tänzer kombiniert die Fragmente zu einer eigenen Bewegungssequenz, die im Verlauf des Stücks Veränderungen in Timing, Rhythmus und räumlicher Ausdehnung erfährt.

Letztlich agierten die fünf Tänzer jedoch mit ähnlicher Spontaneität und ähnlichem tänzerischem Elan wie im vorausgegangenen, ganz anders gearteten Stück. Es waren die individuellen Auftritte und humorvollen Szenen wie das akrobatische Anziehen einer Hose, die das Publikum begeisterten. Das Gemisch aus poststrukturalistischem Tanz, Partnerimprovisation und gebändigtem Ausdruck zur kühlen, klassizistischen Musik von Igor Strawinsky berührte dagegen seltsam. Was dem tänzerischen Zeitgeist und was dem ureigenen Gestaltungsvermögen abgerungen war, liess sich schwer unterscheiden. In jedem Fall stellte es unser Bild vom afrikanischen Tanz konstruktiv in Frage.

Zürich, Seebühne, 27. August. Heute letzte Vorstellung, 21 h.

27. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Streicherkultur

Das Weinberger-Kammerorchester in der Tonhalle

Thomas Schacher

Kammerorchester, Komponist, Klarinette: So lässt sich das Konzert vom Montag im kleinen Tonhalle-Saal schlagwortartig zusammenfassen. Das Weinberger-Kammerorchester wurde 2006 zum 35-jährigen Bestehen der Weinberger-Konzerte im sankt-gallischen Rieden gegründet. Den Namen verdanken die Konzerte dem Unternehmer Isaak Weinberger, der sie ins Leben rief, und seiner Ehefrau Kitty, die sie heutzutage zusammen mit dem künstlerischen Leiter Peter Grob weiterführt. Das Kammerorchester besteht aus jungen Musikerinnen und Musikern aus ganz Europa, die sich jeweils projektbezogen zu einem Ensemble formieren. Seit Anfang steht es unter der Leitung des Geigers und Dirigenten Gábor Takács-Nagy, den man als Primarius des Takács-Quartetts bestens in Erinnerung hat.

Das Konzert gipfelte in Bartóks Divertimento für Streicher, mit dem sich der Ungar Takács offenkundig identifizierte und mit dem ihm eine leidenschaftliche und feurige Wiedergabe gelang. Das 1939 vor der Abreise ins amerikanische Exil komponierte Werk stellt alles andere als ein lockeres Unterhaltungsstück dar. Den zweiten Satz beispielsweise durchzieht eine grosse Unruhe, die ständig zwischen Trauer und Auflehnung pendelt. Alle diese Stimmungen setzte das Orchester mit einer Unmittelbarkeit um, die zu Herzen ging. Bei der zuvor gespielten Streicherfassung einer Auswahl von Brahms' Liebeslieder-Walzern vermisste man dagegen nicht nur die Singstimme, sondern auch die Leichtigkeit, die diese Musik haben müsste.

Als Gegenstück zu Bartók erklang zu Beginn das «Weinberger-Divertimento» des Schweizer Komponisten Fabian Müller, das zwei Tage zuvor in Rieden uraufgeführt worden war. Müller bezieht sich ausdrücklich auf Bartóks Divertimento und lehnt sich an dessen Durchdringung von aufpeitschender Rhythmik und sattem Espressivo an. Attraktiv für das Orchester ist zudem der Concerto-grosso-Charakter des Werks, hatten doch die fünf Stimmführer einzeln und im Verband solistische Aufgaben zu bewältigen. – Der bejubelte Solist des Abends aber war der 19-jährige

Engländer Julian Bliss in Mozarts Klarinettenkonzert. Als dieser vor vier Jahren zusammen mit James Galway und dem Zürcher Kammerorchester auftrat, war in diesem Blatt noch von einem «Wunderknaben» die Rede. Inzwischen spielt Bliss, der bei Sabine Meyer studiert, mit einer blendenden Technik und einem erwachsenen Ausdruck, der aufhorchen lässt. Und dies ohne jegliches Show-Gehabe – sensationell.

Zürich, Tonhalle, Kleiner Saal, 25. August.

16. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Prager Pandämonium

aul. Er war ein Mann zweier Welten. Als reicher Bankier Gustav Meyer gab er den Lebemann und Dandy, nach einer existenziellen Krise war er Gustav Meyrink, der verarmte Schriftsteller. Prag, die Heimatstadt seit der Kindheit, hat Meyrink 1903 verlassen, um ihr literarisch dennoch treu zu bleiben. Nach dem «Golem» war es vor allem der jetzt neu aufgelegte und 1917 erschienene Roman «Walpurgisnacht», der die Stadt an der Moldau zum Imaginationsraum finsterner und phantastischer Mächte werden liess. Mitten im Ersten Weltkrieg schuf Meyrink ein Pandämonium des degenerierten böhmischen Adels, des geldgierigen Volkes und verkommener Militärs. Ins Personal der tschechischen Geschichte mischen sich in diesem Roman die Abgesandten einer jenseitigen Welt, an die der Schriftsteller in seinem phantastischen Werk immer wieder rührt. Das Metaphysische, auch Okkulte, bleibt ein Korrektiv allzu irdischer Zeiten. In diesem Sinn ist die «Walpurgisnacht» noch heute zu lesen: als diabolische Komödie gegen den Alldruck politisch-gesellschaftlicher Gegenwart.

Gustav Meyrink: Walpurgisnacht. Roman. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2008. 224 S., Fr. 15.90.

7. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Wo das Träumen stillsteht

«Shotgun Stories» – Jeff Nichols' Erstling zeigt einen wortkargen, ärmlichen amerikanischen Süden

Thomas Binotto

Ein junger Mann sitzt auf dem herausgerissenen Vordersitz seines klapprigen Wohnmobils am See. Ein anderer verbringt seine Tage damit, einen altersschwachen Traktor wieder in Gang zu setzen. So etwas wie Aufbruchstimmung dürfte es in diesem gottverlassenen Kaff ewig nicht mehr gegeben haben. In Arkansas bleibt offenbar nur noch das grosse Warten ohne Zukunftsglauben. Es herrscht eine für das Selbstbewusstsein der USA – und unser Klischee davon – irritierende Stagnation und Immobilität.

Auch die Brüder Hayes verbinden mit ihrem Warten offenbar keine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Son (Michael Shannon) schuffet lustlos in einer Fischfarm, verjubelt sein wenig Geld beim Glücksspiel; seine Frau ist mit dem Buben zu ihrer Mutter gezogen. Boy (Douglas Ligon) haust lethargisch in seinem Camper und trainiert ab und zu ein paar Jungs beim Basketball. Kid (Barlow Jacobs), der ebenfalls in der Fischfarm arbeitet, hat zwar eine respektable Freundin, wirkt dabei aber auch nicht gerade enthusiastisch und zeltet im Vorgarten des Bruders.

Sie hängen herum wie Strandgut, und richtige Namen scheinen sie auch nie erhalten zu haben: Son, Boy und Kid – ihr Vater, ein gewalttätiger Säufer, hätte sie genauso auch durchnummerieren können. Er hat sich aus dem Staub gemacht und eine verbitterte Frau zurückgelassen, der für ihren Hass nur noch seine Söhne bleiben. Dennoch erhält er ein ehrenvolles Begräbnis. Doch Frau und Kinder, die hier trauern, gehören in ein anderes Leben, eines, das er sich nach seiner Flucht nur ein paar Meilen weiter als braver, trockengelegter Christenmensch aufgebaut hat. Diesmal lässt er eine Vorzeigefamilie zurück: liebevoll-klug die Ehefrau, tüchtig die Söhne. Als der Pfarrer mit seiner Lobrede am vermeintlichen Ende angekommen ist, taucht Son mit seinen Brüdern auf und drückt in

ruhigen, hölzernen Worten seine ganze Verachtung für den Toten aus. Zum Schluss spuckt er auf den Sarg.

Haben diese jungen Männer die ganze Zeit darauf gewartet? Auf eine Hass- und Rache Geschichte zwischen Halbbrüdern? Auf unbeholfene Gewaltausbrüche, die dennoch Menschenleben kosten? Der abwesende Vater lenkt noch immer ihr Geschick. Er, der sein Leben in hermetisch abgeschottete Abschnitte aufteilen wollte. Aber die Abrechnung mit seinem Leben als Gesamtpaket ist unabwendbar, denn irgendwann kommt alles zusammen, was zusammengehört.

Jeff Nichols, 1978 in Little Rock in Arkansas geboren, zeigt in seinem Erstling ein ungewöhnliches Bild der USA. Seine Figuren bewegen sich zwar fast wie in einem Western, drücken aber nicht einmal dann, wenn sie zur Waffe greifen, den Optimismus des Pioniers aus. Träge und statisch sind Bildkompositionen (Adam Stone) und Kameraführung, noch verstärkt durch das Cinemascope-Format. Mit einem Minimum an Redundanz kommen auch die staubtrockenen Dialoge aus. Weil sich Nichols aber als talentierter Storyteller erweist, der an Terrence Malick und John Sayles anzuknüpfen versucht, entwickelt «Shotgun Stories» dennoch einen faszinierenden Sog und trotz seiner lakonischen Knappheit, die mit 92 Minuten auskommt, eine epische Dichte.

Doch der Film ist kein tristes Generationenporträt. Nichols glaubt an die Chance seiner Figuren und daran, dass es auch Lebensglück ohne äusserlich sichtbaren Erfolg geben kann. Den Teufelskreis von Ohnmacht, Lieblosigkeit und Gewalt durchbricht nur, wer sich dem einen Leben nicht durch Flucht in ein vermeintlich besseres entzieht. Damit steht dieser Film in jeder Beziehung quer zu Fortschritts- und Prädestinationsglauben amerikanischer Prägung. Nichols verlässt sich als erstaunlich selbstsicherer Erzähler auf amerikanische Landschaften und Gesichter, die kaum jemand kennt. Jeglichen Glamour, der inzwischen auch den meisten sogenannten Independent-Produktionen anhaftet, verbannt er konsequent. Das wird unterstützt durch ein Darstellerensemble, das sehr homogen zusammengestellt ist. So ist «Shotgun Stories» ein vielversprechendes Début, das zuweilen etwas pathetischer gerät, als es wohl beabsichtigt war. Ganz wird der amerikanische Traum aber wohl nie ausgeträumt sein. Irgendwann läuft selbst der schrottreifste Traktor wieder.

Kino Riffraff in Zürich.

21. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

«Heath Ledgers schauspielerische Leistung ist unheimlich»

Christopher Nolan zur Arbeit an «The Dark Knight»

Mit «The Dark Knight» setzt der britisch-amerikanische Regisseur Christopher Nolan die Tradition der erfolgreichen Batman-Franchise fort. Sarah Elena Schwerzmann traf ihn in London.

Christopher Nolan, Sie haben bereits «Batman Begins» gedreht. Wie sind Sie bei diesem zweiten Projekt mit dem Erfolgsdruck umgegangen?

Bei «The Dark Knight» war der Druck sehr gross, weil wir nicht so frei waren wie beim ersten Film. In «Batman Begins» hatte sich einiges abgespielt, was wir beim Sequel natürlich berücksichtigen mussten. Diese Referenzen mussten bis ins kleinste Detail stimmen. Gleichzeitig war es wichtig, dass der Film neue Aspekte enthält und die Figuren sich weiterentwickeln. Wir wussten alle, dass es keine Legitimation für einen Film gibt, der nicht besser als der erste ist.

Haben Sie bei «The Dark Knight» alles umsetzen können, was Sie sich vorgenommen hatten?

Glücklicherweise habe ich alle Szenen drehen können, die ich mir ausgedacht hatte, und das ist bei so einer grossen Produktion nicht selbstverständlich. Ich habe keine Liste mit Dingen, die ich noch gerne gemacht hätte, hätte ich mehr Geld oder mehr Zeit gehabt. Ich hatte alles, was man sich als Regisseur wünschen kann: eine riesige Summe Geld, genug Zeit, tolle Mitarbeiter und ein Filmstudio, das mich in all meinen Entscheidungen unterstützt hat. Aber es war sehr harte Arbeit. Die

Dreharbeiten haben sieben Monate gedauert, was im Filmgeschäft verhältnismässig lang ist. Und es gab ein paar sehr heikle Momente am Set. Eine Szene zum Beispiel zeigt den Joker, wie er aus einem Spital herauskommt und das Gebäude hinter ihm in die Luft geht. Wir wussten lange nicht, wie wir diese Szene umsetzen wollten.

Wie haben Sie sich dann entschieden?

Wir haben beschlossen, dass es für den Film besser ist, diese Szene nicht in Miniatur zu drehen. Also haben wir ein Gebäude gesucht, das bereits zum Abriss vorgesehen war. Die Spezialisten aus unserer Special-Effects-Abteilung haben mit dem Abbruchunternehmen zusammengearbeitet, um das Ganze so zu gestalten, dass das Gebäude dann auch wirklich aussieht, als wäre eine Bombe explodiert. Zum Glück ist alles gutgegangen.

Viele Superhelden-Filme konzentrieren sich auf die Action und lassen die Figuren verkümmern. Wie haben Sie sichergestellt, dass Batman und Co. genug Tiefgang haben?

Das war für mich eine der Schlüsselaufgaben. Mein Bruder Jonathan als Koautor und ich haben beim Schreiben des Drehbuchs die Figuren und ihre Motive immer wieder hinterfragt. Wir haben sie regelrecht in die Mangel genommen – besonders natürlich Bruce Wayne alias Batman. Und bei den Proben war uns dann auch sehr wichtig, die Schauspieler an ihre Grenzen zu bringen.

Einer dieser Schauspieler ist der verstorbene Heath Ledger. Wie war Ihre erste Reaktion auf seine Darstellung des Bösewichts The Joker?

Ich kann dieses Gefühl nicht wirklich benennen, aber ich habe von Anfang an gespürt, dass er etwas sehr Spezielles mit dieser Figur macht. Wirklich begriffen habe ich es dann erst, als ich gesehen habe, wie das Publikum auf ihn in dieser Rolle reagiert und wie unheimlich seine schauspielerische Leistung eigentlich ist, weil man gar nicht das Gefühl hat, dass er schauspielert.

Hat er im Vorfeld mit Ihnen besprochen, wie er diese Figur umsetzen will?

Er hat mich in seine Pläne eingeweiht, und wir haben oft und lange über die Ideen und Konzepte gesprochen, die der Figur zugrunde liegen. Und dann haben wir diese weiterentwickelt, als wir das äussere Erscheinungsbild des Jokers besprochen haben. Bei Screen-Tests und Kostümproben sind dann immer neue Aspekte dazugekommen: die Körpersprache, Gesten, die Stimme.

Wie haben die Leute während der Dreharbeiten auf ihn reagiert?

Jeder hat von Anfang an begriffen, dass Heath seine Rolle sehr aussergewöhnlich spielt. Die meisten Mitarbeiter hat jeweils eine regelrechte Euphorie gepackt, wenn er aufs Set kam. Zwar ist seine Figur furchterregend, aber er hatte so viel Spass daran, sie zum Leben zu erwecken, dass es einfach aufregend war, ihm zuzuschauen.

2. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Brücken, Türme und Paläste

Eine baukünstlerische Freilichtausstellung in Lausanne

Roman Hollenstein

Die mit exotischen Pflanzen prunkenden Parkanlagen von Lausanne sind seit geraumer Zeit in regelmässigen Abständen Ort von gartenkünstlerischen Ausstellungen. Heuer nun spielt die Metropole am Léman eine andere Karte aus und macht ihre architektonischen Schätze der letzten hundert Jahre zum Thema. Abseits der mittelalterlichen Stadt rund um die Kathedrale kann man auf vier Balades genannten Velotouren (mit gratis zur Verfügung gestellten Rädern) oder Spaziergängen sonst kaum

beachtete Baukunst von höchster Qualität kennenlernen. Dabei fällt auf, wie sehr Lausanne seinen französisch-mediterranen Charme den hellen Wohnpalästen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verdankt. Oder dass die Place St-François nicht nur das pulsierende Herz der Stadt, sondern darüber hinaus eine der bemerkenswertesten urbanistischen Anlagen der Belle Epoque in unserem Lande ist. Von hier aus führen die vier frei kombinierbaren Routen durch das grosstädtische Freilichtmuseum, zu denen man im Internet kleine, informative Guides als PDF-Dateien herunterladen kann. Mit ihrer Hilfe sieht man die historistischen Bankpaläste, Warenhäuser und Passagen von St-François ebenso neu wie den 1929 jenseits des Grand-Pont errichteten Bel-Air-Turm.

Dieses älteste Hochhaus der Schweiz wirkt aufgrund der für Lausanne charakteristischen Hanglage vom Vallée du Flon aus gesehen wie ein Wolkenkratzer. Dabei sind die oberen Etagen einem repräsentativen Art déco verpflichtet, die vier untersten Geschosse jedoch – dem tiefer liegenden ehemaligen Industrieviertel entsprechend – in einer nüchtern-modernen Formensprache gehalten. Seit das Flon-Quartier dank Bernard Tschumis dynamischen Erschliessungsbauten leicht zugänglich geworden ist, hat es sich zu einer Art Lausanner Soho gewandelt. Alte Lagerhäuser und Weindeps wurden restauriert und locken nun mit Restaurants, Modegeschäften und Kunstgalerien ein buntes Publikum an. Aber auch neue Architekturen wurden eingefügt – Verwaltungsbauten ebenso wie ein Multiplexkino. Den eigenwilligsten Akzent setzt das noch nicht eröffnete Miroiterie-Gebäude von Brauen & Wälchli mit seinen pneumatischen, nachts wie eine Laterne leuchtenden Membranfassaden. Davor breitet sich der zentrale Quartierplatz aus, der von einer vom Atelier Oï geschaffenen Pergola mit 20 000 vergnügt im Wind klimpernden Aluplättchen belebt wird.

Über ein enges, von einem künstlichen Baum beschattetes Plätzchen geht es zum Sitz der Stadtverwaltung, einem Meisterwerk der Sechziger-Jahre-Architektur, dessen über hängenden Gärten emporgestemter Haupttrakt mit einer Metallfassade von Jean Prouvé umhüllt ist. Dass in Lausanne die Nachkriegsjahrzehnte – trotz etlichen städtebaulichen Sünden – eine goldene Zeit waren, bezeugen auch das in einem modernistischen Klassizismus gehaltene Eracom-Berufsschulhaus von Frédéric Brugger oder – im Quartier Les Cèdres – Jean Tschumis genial inszeniertes Verwaltungszentrum der Mutuelle Vaudoise (1956). Während man sich diesem im Schatten von zwei gewaltigen Libanon-Zedern nähert, erblickt man plötzlich durch die verglaste Eingangshalle hindurch das weite Panorama des Genfersees. Dort unten warten dann das von Max Bill für die Expo 1964 errichtete und 1995 von Rodolphe Luscher um eine brückenartig aufgestellte Probebühne ergänzte Théâtre de Vidy, das klassisch-moderne Bellerive-Strandbad, das von Francis Isoz neugotisch erweiterte Schloss und die Gründerzeithotels von Ouchy auf den Stadtwanderer. Auf dem dazwischen in den See vorspringenden Gelände kann man sich schon jetzt ausmalen, dass hier mit dem neuen, von den Zürcher Jungarchitekten Berrel, Kräutler und Wülser entworfenen Musée cantonal des Beaux-Arts bis 2012 der wohl schönstgelegene Kunsttempel Europas entstehen wird. Die vier Balades führen noch zu rund zwanzig weiteren architektonischen Zielen, an denen auf illustrierten Informationstafeln bald Einzelbauten, bald ganze urbanistische Situationen erklärt werden. Dabei weckt die auf Spitzenwerke beschränkte Auswahl immer wieder den Wunsch, auch über unterwegs wahrgenommene Bauten wie etwa die Synagoge am Ende der Avenue de la Gare etwas zu erfahren. Man kann nur hoffen, dass diese anregende Lausanner Initiative bald auch von anderen Städten nachgeahmt wird.

Unter www.lausanne-architectures.ch lassen sich die vier kleinen Guides herunterladen. Der mit Schwarzweissfotos von Anne-Laure Lechat illustrierte Architekturführer «Lausanne Architectures. Quatre itinéraires pour découvrir une ville» ist ab September für Fr. 28.– erhältlich (info@lausanne-architectures.ch).

23. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Erinnerungen an Hadrian

Der römische Kaiser in der grossen Sommerausstellung des British Museum in London

Nach der Hommage an Shih Huang Ti mit seinen Terrakotta-Soldaten ist «Hadrian – Empire and Conflict» die zweite von vier «Kaiser-Ausstellungen» im British Museum. Wie der Chinese hinterliess

auch der Römer Hadrian eine Wallanlage zum Grenzschutz. Die grossartige Schau mit Leihgaben aus 28 Museen ist nur in London zu sehen.

Georges Waser

Als Hadrian im Jahr 117 n. Chr. Kaiser wurde, erstreckte sich das Römische Reich über weite Teile Europas, Nordafrikas und des Mittleren Ostens. Im Gegensatz zu Trajan aber erkannte Hadrian das Konsolidieren, ja Befestigen der Grenzen als erste Notwendigkeit – also verzichtete er auf die kostspielige Expansionspolitik seines Vorgängers. Und wenn auch der Historiker Edward Gibbon in Hadrians Rückzug der Armee aus Mesopotamien den Anfang vom Ende zu erkennen glaubte: Der endgültige Niedergang des Römischen Reiches war damals noch weit entfernt.

Liebhaber der Baukunst

Indem er das Reich gegen aussen sicherte, setzte Hadrian für den Ausbau im Innern Energien frei. Freilich war der Kaiser selbst oft derart lange von Rom abwesend – zum Beispiel von 121 bis 125 und von 128 bis 132 –, dass sein Auge wohl weder bei der grandiosen Verwandlung der Stadt noch beim Bau seiner eigenen Villa allein massgebend war. Doch Hadrians fortgesetzte Reisen durch das Reich waren auch anderswo, man denke an Athen, stets ein Anlass für neue Bauwerke. Nicht nur gehörte die Architektur zu des Kaisers grossen Leidenschaften: Er verstand ihre potente Wirkung auf die Psyche des Volkes.

Wie sehr Hadrian den Anstoss zu baulichen Neuerungen gab, vergegenwärtigt in der Londoner Ausstellung ein riesiges Modell der Villa Adriana bei Tivoli – diese kolossale Anlage, mehr ein mit Bauten bestückter Stadtpark denn Villa, war und ist heute noch die Inspirationsquelle für unzählige architektonische Extravaganzen und Gartengestaltungen. Und Ähnliches gilt für das zuvor vom Feuer verwüstete und unter Hadrian in seiner heutigen Gestalt entstandene Pantheon. Auch dieses – mit seiner gewölbten Kuppel aus Beton in der Zeit vor Hadrian noch eine strukturelle Unmöglichkeit – regte verwandte Experimente und Nachahmungen an, von der Hagia Sophia in Istanbul zu der Domkuppel von Brunelleschi in Florenz sowie jener von Michelangelo für St. Peter in Rom und noch später gar zum runden Reading Room von Smirke im British Museum, der für die gegenwärtige Ausstellung ein suggestiver Rahmen ist. Statt durch militärische Erfolge mass sich Hadrian mit Trajan auf dem Gebiet der Architektur – und zwar nicht nur mit seinem eigenen Mausoleum, sondern mit Tempeln, die er seinem Vorgänger und dessen Familie errichten liess.

Hadrianswall

Doch warum ist es unter allen römischen Kaisern gerade Hadrian – und nicht etwa Julius Cäsar oder Claudius –, den jetzt das British Museum zelebriert? Der Grund ist natürlich jene Struktur, die laut der «Historia Augusta» in Britannien die Barbaren von den Römern trennen sollte: der Hadrianswall. Zwar hatten die Römer auf der Insel nicht nur London und York, sondern jede Stadt, deren Name mit «-chester» endet, mit Mauern befestigt; doch der von Wallsend bei Newcastle bis nach Kirkbride westlich von Carlisle, also von der Ost- an die Westküste reichende und nach dem damaligen Kaiser benannte Wall war ihr eindrucklichstes bauliches Statement in Britannien. Drei Legionen – also etwa 15 000 Mann – waren von 122 bis 128 n. Chr. damit beschäftigt. Der Wall, den im Abstand von jeweils einer Meile Wachtürme mit Toren sowie weitere sechzehn Festungen ergänzten, war 2,4 Meter breit und ohne Brüstung durchschnittlich 4,5 Meter hoch; und entlang dieser Grenze wurde zudem ein breiter Graben ausgehoben. Sogar heute noch ist der Hadrianswall streckenweise begehbar – wer ihn, wie einst wohl die «Barbaren» des Nordens, als drohend erleben und sich vom landschaftlichen Bild nicht ablenken lassen will, dem sei zum Besuch an einem grauen, windigen Tag geraten.

Einst hatten viele, der ästhetischen Betrachtung Winkelmanns folgend, einzig die griechische Kunst von «edler Einfachheit und stiller Grösse» beseelt geglaubt und in der römischen eine blosser Nachahmung gesehen. Wie sehr dieses Denken einem Klischee entsprang, offenbaren die Exponate der Londoner Ausstellung, und unter diesen in erster Linie die Statuen – insbesondere diejenigen, die Hadrians Geliebten Antinous darstellen. Dass im Katalog das Antinous gewidmete Kapitel mit der modischen Formulierung «Hadrian was gay» beginnt, ist unglücklich und bagatellisiert sowohl des Kaisers Leben als auch dessen Sinn für Kunst. Konzepte wie «gay» und «schwul» passen nicht zum alten Rom, gehörte dort doch die Päderastie zum Alltag. Und wie sehr der verheiratete Hadrian dem jungen Griechen Antinous zugetan war, beweist in der Ausstellung ein fragmentarischer Papyrustext, der davon erzählt, wie der Kaiser auf der Löwenjagd mit dem Speer sein Ziel absichtlich verfehlte, damit

sich sein schöner Antinous auszeichnen konnte. Kein Wunder, dass Hadrian Statuen von Helden und schliesslich gar von Göttern in Auftrag gab, die Antinous' Antlitz trugen.

Was aber ist in der Ausstellung sonst noch über Hadrian zu erfahren? Laut antiken Quellen konnte er sowohl knauserig wie grosszügig, herb wie herzlich und genauso ausgelassen wie würdevoll sein. Einem vielgesichtigen Mann begegnet man denn im British Museum auch auf Schritt und Tritt: vom grandiosen, erst letztes Jahr im türkischen Sagalassos ausgegrabenen Marmorkopf bis zum bronzenen, einst in der Themse gefundenen Haupt einer ebenfalls überlebensgrossen Statue, das Marguerite Yourcenar – sie hatte es schon als Mädchen gesehen – für ihren Roman «Mémoires d'Hadrien» ein leitendes Image war. Und es fehlt, insbesondere mit dem einen Feind zertrampelnden Kaiser in Uniform, auch nicht jener Hadrian, der brutal vorgehen konnte – wie brutal, bezeugen Leihgaben aus Israel zum Bar-Kochba-Aufstand, der mit der völligen Zerstörung Jerusalems und für die Juden mit dem Verlust der nationalen Selbständigkeit endete.

Der Philhellene

Es überwiegt in der Ausstellung allerdings das Image des wegen seiner Vorliebe für die griechische Kultur «graeculus» genannten Hadrian. Was heisst: Es fehlt auch nicht die 1861 in Nordafrika ausgegrabene Statue, die Hadrian im ärmellosen griechischen Umhang zeigt und vom British Museum stets als Beweis für die hellenistischen Neigungen des Kaisers gewertet und in unzähligen Büchern abgebildet wurde. Dazu machte man bei einer Untersuchung der Statue im Vorfeld der Ausstellung freilich eine interessante Entdeckung: Die Fachleute des Museums stellten fest, dass vom «graeculus» Hadrian nur der Kopf, nicht aber der Körper im griechischen Gewand stammte. Und möglicherweise gehörten auch die Hände zu verschiedenen Statuen. Der Irrtum erklärt sich wohl damit, dass diese in einem Apollo geweihten (und von Hadrian restaurierten) Tempel gefundenen Fragmente von Archäologen zusammengesetzt wurden, die in Hadrian in erster Linie den philhellenischen Denker sehen wollten. In der Ausstellung steht jetzt Hadrian nochmals in dem ihm von viktorianischen Gelehrten «geliehenen» Gewand und Körper da – ein subtiler Fingerzeig darauf, dass verschiedene Generationen und Zeitalter die Vergangenheit schon immer unterschiedlich zu interpretieren wussten.

Bis zum 26. Oktober im British Museum. Katalog: Hadrian. Empire and Conflict. Hrsg. Thorsten Opper. British Museum, London 2008. 256 S., £ 25.00 (ISBN 978-0-7141-5069-7).

21. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Was Trauerarbeit alles bewirken kann

Die Ermordung des Habsburgerkönigs Albrecht liefert den Stoff für das Königsfelder Festspiel

Ohne die Ermordung des Habsburgerkönigs Albrecht gäbe es die Klosterkirche Königsfelden mit ihren berühmten Glasfenstern nicht. Am diesjährigen Festspiel bietet sie eine einzigartige Kulisse für ein beispielloses künstlerisches Experiment: Der Mord ist der Ausgangspunkt für ein modernes Gesamtkunstwerk, das alte Musik einbezieht.

Dorothee Vögeli

Das Bühnenbild brauchte nicht erfunden zu werden – es ist alles schon da: die Bettelordenskirche Königsfelden mit ihren typisch gotischen Proportionen, ein Lettner, der den Chor mit seinen eindrücklichen Glasfenstern vom Kirchenraum abtrennt, davor ein Steinquader, der den Blick von der Zuschauertribüne aus beharrlich auf sich zieht. Der Block ist das Familiengrab der Habsburger. Deren Gebeine, auch die des vor 700 Jahren in Windisch ermordeten Königs Albrecht, sind allerdings schon lange in ein österreichisches Kloster übergeführt worden. Der Mittelpunkt des sehr hohen und schmalen Bühnenraums ist also ein Mahnmal, dessen Vorgeschichte die Schöpfer und Akteure des diesjährigen Königsfelder Festspiels ausloten. Tanzend und singend wird es umkreist. Zuweilen dient es als Podest, auf dem das Tanzensemble Königsfelden (Choreografie Philipp Egli) seine expressive Körpersprache weiter variiert und zuspitzt, vom Vokalensemble Zürich (Leitung Peter Siegwart) mit alter und neuer, mit kirchlicher und weltlicher Musik untermalt.

«Albrecht – ein Königsmord in Habsburg» erzählt eine blutige Episode aus dem Mittelalter. Wegen eines Erbschaftsstreits hatte Johann von Schwaben seinen Onkel König Albrecht, den zweiten Habsburger auf dem höchsten weltlichen Thron der Christenheit, im Jahr 1308 ermordet. Nach dem Frühstück, so berichtet die Chronik, setzte Johann mit drei Freunden mit der Windischer Fähre über die Reuss. Auf der anderen Seite stoppten sie den König, der hoch zu Ross auf dem Weg zu seiner Frau Elisabeth war. Johann stiess dem König ein Messer in den Hals, ein Freund durchbohrte ihn mit dem Schwert, und ein weiterer Gefährte spaltete ihm Gesicht und Haupt, wie die Chronik das grausige Geschehen sehr detailreich beschreibt. Diesen überlieferten Text hat Alfred Zimmerlin in seine eigens für das Festspiel komponierte Theatermusik integriert.

Liebeslieder und dramatische Szenen

In ihren intensiven Vorbereitungsgesprächen – auch mit Historikern – sind Peter Siegwart und Alfred Zimmerlin zum Schluss gekommen, dass es sich beim Machtmenschen Albrecht um eine höchst problematische Figur handelt und sich deshalb im Festspiel die Grenzen zwischen Opfer und Täter verwischen müssen. Eine weitere für die Königsfelder Uraufführung zentrale Einsicht: Albrecht und seine Frau Elisabeth waren in inniger Liebe verbunden. Der eindrückliche Beweis ist das Kloster Königsfelden, das die Königswitwe im Gedenken an ihren Mann gestiftet hatte. Daher also die vielen Liebeslieder aus dem 14. Jahrhundert, die die se streckenweise äusserst dramatische Produktion aufheitern. Auch der musikalische Ausgangspunkt fällt in die Zeit des Königsmords: Siegwart und Zimmerlin haben sich für die früheste zusammenhängende Messe, die «Messe de Tournai», aus der Feder von anonymen Mönchen entschieden. Zimmerlin knüpft an deren Harmonik an und transformiert sie in neue, mit Vibrafon oder Schlagzeug erzeugte Klangbilder. Den Text zu seiner Theatermusik «Über dieses Wasser» hat die Dichterin Ingrid Fichtner geschrieben. Sie erzählt das blutige Geschehen aus der Sicht der Königswitwe und ihrer Tochter Agnes. Die Motive der Landschaft in Windisch, etwa die Reuss oder die Platane vor der Klosterkirche, fliessen in wiederkehrende poetische Bilder ein, welche die Tänzer aufnehmen und weiterentwickeln.

Expressives Tanzgeschehen

Wohltuend luftig ist alles drapiert. Anstelle eines pompösen Orchesters sitzt das sechsköpfige Instrumentalensemble – in warmes, intimes Licht getaucht – im Hintergrund. Auch der lupenreine Klangkörper des Vokalensembles Zürich, dem zwölf professionelle Sängerinnen und Sänger angehören, passt wunderbar in den schlichten und höchästhetischen Raum. Auf Pomp ist ebenso bei den Kostümen (Lenka Radecky-Kupfer) verzichtet worden: Nur bruchstückartig tauchen mittelalterliche Elemente auf, die in den Kostümen der ebenfalls szenisch agierenden Musiker bloss angedeutet werden. Rein optisch sind so die Akteure als Einheit wahrnehmbar. Dieser Entscheid ist auch Programm: Tanz, Instrumentalmusik, Gesang und gesprochene Sprache greifen in der Produktion «Albrecht – ein Königsmord in Habsburg» in wundersamer Selbstverständlichkeit ineinander. Die unsichtbaren Fäden hält Gesamtleiter Peter Siegwart zusammen. Ohne Partitur bewegt er sich durch den Raum, um an verschiedenen Schauplätzen, zuweilen mitten im expressivsten Tanzgeschehen, unbeirrbar die Einsätze zu geben. Auch für die Zuschauer gibt es viel zu tun: Zu den mannigfaltigen optischen Eindrücken, zu denen der energiegeladene Tanz wie die manchmal überraschend aus der Dunkelheit aufscheinenden Glasfenster gehören, gesellt sich ein musikalischer Kosmos. Er allein wäre Hochgenuss genug.

Veranstaltungsinformationen

Königsfelder Festspiel: Das Stück «Albrecht. Ein Königsmord in Habsburg» wird noch bis Samstag, 6. September 2008, aufgeführt. Vorstellungsbeginn ist jeweils um 20 Uhr.

20. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Der Hauptbahnhof als Opernbühne

Das Schweizer Fernsehen inszeniert am 30. September live Giuseppe Verdis «La Traviata»

Zusammen mit dem Zürcher Opernhaus inszeniert das Schweizer Fernsehen Verdis «La Traviata» im Hauptbahnhof. Die Oper wird am 30. September direkt von SF 1, TSI, HD suisse und Arte übertragen. ras. Ein medientechnisches Kunststück versucht das Schweizer Fernsehen (SF) am Dienstag, dem 30. September: Es überträgt ab 20 Uhr eine Operaufführung aus dem Hauptbahnhof. In der grossen

Halle, in den Restaurants der Seitentrakte und auf den Perrons wird dann Giuseppe Verdis «La Traviata» gespielt. Chor und Orchester des Opernhauses machen mit, wobei die Gesamtleitung bei SF liegt. Felix Breisach führt die Fernsehregie, der ehemalige SF-Kulturchef Adrian Marthaler besorgt die szenischen Arrangements im Bahnhof. In den Hauptrollen singen Eva Mei, Vittorio Grigolo und Angelo Veccia. Dirigent ist Paolo Carignani.

Im Bahnhof wird allerdings keine künstliche Opernwelt aufgebaut, vielmehr dient die natürliche beziehungsweise alltägliche Kulisse des öffentlichen Knotenpunkts als Hintergrund der Aufführung. Es handelt sich insofern um ein offenes Kunstwerk, das Interaktionen oder Interferenzen zwischen Opern- und Werktagsleben nicht ausschliesst. Durchsagen, quietschende Bremsen oder allenfalls vor den Kameras Grimassen schneidende Passanten werden mit übertragen. Es gehe darum, «zu sehen, was passiert, wenn eine Oper wie ein Meteorit in das Alltagsgefüge eines Bahnhofs einschlägt», sagt Marthaler. «Wir arbeiten mit dem Material, das der Bahnhof zur Verfügung stellt.» So wird die Sterbeszene am Schluss in einen Krankenwagen verlegt, der immer am Bahnhof bereitsteht.

Die gesamte Opernaufführung wird nur der Zuschauer zu Hause mitverfolgen können. Im Hauptbahnhof dürfte teilweise bloss ein Schattenboxen zu sehen sein, da Orchester und Sänger manchmal weit voneinander entfernt sind und die Standorte der Akteure wechseln. Entsprechend komplex gestalten sich die Aufführungsbedingungen. So kommen an diversen Stellen «Subdirigenten» zum Einsatz, welche über einen Monitor mit dem Dirigenten in Kontakt stehen und mit dem Orchester über Kopfhörer verbunden bleiben. Auch die Akustik der Bahnhofshalle entspricht nicht wirklich der Qualität eines Opernhauses oder einer Tonhalle. «Nur schon tontechnisch ist das eine Riesenherausforderung», sagt Marthaler. Perfektion darf man darum sicher nicht erwarten. Sensible Opernöhren wird man mit der Aufführung eher nicht begeistern können.

Motiviert zu dieser Kulturvermittlung der spektakulären andern Art wurde SF durch die erfolgreiche Übertragung der «Zauberflöte auf zwei Kanälen», aber auch durch die BBC, welche kürzlich Opernarien und Chorwerke in der Londoner Paddington-Station aufführte. Wenn SF mit dieser Aufführung gleichzeitig seine medientechnische Virtuosität inszenieren will, steht es vor einem schwer lösbaren Problem: Läuft alles (fast) perfekt, wird der Zuschauer die Leistung als Selbstverständlichkeit hinnehmen; geht etliches schief, wird vor allem reklamiert. Der alternative Kulturvermittler muss also demütig bleiben.

Zürich, Hauptbahnhof, am 30. September direkt auf SF 1, TSI, HD suisse und Arte.

C) „VN“ – Lokales

16.06.2008

Disput um ein sensibles Thema

Fremd untergebrachte Kinder. Die SP-Anfrage „Warum müssen Vorarlberger Kinder im Ausland fremd untergebracht werden?“ □

Rund 30 Vorarlberger Kinder sind in Deutschland untergebracht. SPÖ-Anfrage.

Schwarzach (VN-ad) Rund 30 Vorarlberger Kinder, die zu ihrem eigenen Schutz von der Jugendwohlfahrt aus den Familien herausgenommen werden mussten, sind derzeit in Süddeutschland untergebracht – und damit fern der Heimat. Dies hatte Kinder- und Jugendanwalt Michael Rauch am Freitag scharf kritisiert – und mit seiner Kritik die SPÖ auf den Plan gerufen.

SPÖ bringt Anfrage ein

Denn bis dato sei nichts gegen diesen kritikwürdigen Zustand unternommen worden, ärgerte sich gestern SPÖ-Abgeordnete Olga Pircher – und brachte eine Anfrage (Titel: „Warum müssen Vorarlberger Kinder im Ausland fremd untergebracht werden?“) an Landesrätin Greti Schmid ein. In dieser Anfrage will Pircher Details in Erfahrung bringen. Zwei der Fragen: „Wann wurde Ihnen persönlich die Tatsache bekannt, dass Kinder aufgrund mangelnder Kapazitäten in Deutschland fremd untergebracht werden müssen? Und: „Wie viele Kinder sind tatsächlich in Betreuungseinrichtungen in Deutschland fremd untergebracht?“

Landesrätin kontert

Schmid reagierte prompt. Derzeit seien „526 Kinder und Jugendliche in voller Erziehung“. 342 davon sind laut Schmid beispielsweise in familienähnlichen Wohnformen untergebracht; 23 außerhalb von

Vorarlberg in dersogenannten vollen Erziehung, 22 davon im süddeutschen Raum. „Es gibt immer wieder Schwankungen. Seit einem halben Jahr müssen wir leider einen österreichweit steigenden Dauerbedarf feststellen, eben auch in Vorarlberg.“ Man habe daher ein Modell erarbeitet, das auf familiäre Unterbringung abziele – und das Kinderdorf mit der Umsetzung des Modells beauftragt. Neu an diesem Modell sei, „dass auch ältere Kinder bei speziell ausgebildeten Pflegefamilien betreut werden“. Prinzipiell gelte: „Wird ein Kind außerhalb der Familie untergebracht, passiert parallel dazu eine intensive Arbeit mit der Familie, um eine rasche Rückkehr des Kindes in diese Familie zu ermöglichen.“ Man setze insgesamt auf ambulante Maßnahmen; sei dies nicht möglich, würden im Land 500 Plätze für die volle Erziehung zur Verfügung stehen. „Unser Ziel“, sagte Schmid, „ist es, möglichst alle Kinder und Jugendlichen in Vorarlberg unterzubringen.“ Was ist nun mit diesen 23 Kindern? „Das sind teilweise Kinder, die Spezialbehandlungen brauchen – beispielsweise reine Bubengruppen für Kinder in einem gewissen Alter.“ Die Zielvorgabe aber sei, diese Spezialbehandlungen in Zukunft auch in Vorarlberger Familien abzudecken.
Andreas Dünser

03.07.2008

Süßes Spektakel in Bludenz

mehrwissen.vol.at

Milka-Schokofest. Das Programm auf der Hauptbühne sowie die Spiel- und Spaß-Attraktionen zum Schokofest im Überblick. □

25. Milka-Schokofest in der Alpenstadt: „No Angels“ auf der Showbühne.

Bludenz (VN-hgp) Einen schoko-süßen Start in die großen Sommerferien können alle Kinder am Wochenende in Bludenz erleben, wenn in der Alpenstadt das 25. internationale Milka-Fest steigt. Spiel, Spaß und Stimmung im Zeichen der lila Kuh ist für alle kleinen und großen Genussspechte garantiert – dafür sorgt am Samstag und Sonntag, 5./6. Juli, das bunt gemischte Unterhaltungsprogramm beim wahrscheinlich größten Kinderaktions- und Familienfest in Europa.

Lila Spielplatz

Zum 25-Jahr-Jubiläum zeigt sich der Veranstalter im wahrsten Sinn des Wortes von seiner Schokoladenseite, um den 30.000 erwarteten Besuchern den Aufenthalt in der zum großen lila Spielplatz umgewandelten Bludener Innenstadt mit Aktionen und Attraktionen zu versüßen. Da sind zunächst einmal rund 60 Spielstationen – vom Pyramidenbau über Pedalorennen bis hin zum Stockstelzenlauf –, an denen spielerische Wettkampfstimmung aufkommt und dazu noch 250.000 Milka-Naps zu gewinnen sind. So richtig sportlich wirds dann, wenn aktuelle und vormalige Wintersportstars wie Michaela Kirchgasser, Maria Riesch, Tina Maze und Patrick Ortlieb, Harti Weirather oder Anita Wachter ihren Auftritt haben. Beim Mountainbikerennen auf den Muttersberg ist gar Gelegenheit, sich mit den Sportassen zu messen. Zu einer echten Schoko-Party im großen Stil gehört natürlich auch viel Musik. Als Highlight am Samstagabend ab 20.30 Uhr gibts dazu das Konzert der Pop-Band „No Angels“, die mit ihren Songs das Publikum in finale Hochstimmung versetzen wollen. Unterstützt werden Lucy, Dandy, Nadja und Jessica auf der großen Hauptbühne am Riedmillerplatz dabei von der erfolgreichen heimischen Girlband Luttenberger*Klug.

„VN“-Schokofestexpress

Als Hauptzubringer zum Milka-Fest sind auch heuer wieder die „VN“-Schokofest-Expresszüge von Bregenz über Dornbirn und Feldkirch, aber auch von Schruns nach Bludenz unterwegs. Am Samstag verkehren dazu zwischen 8.16 und 11.16 Uhr sechs ÖBB-Regelzüge, die Montafonerbahn setzt zwischen 10.03 und 11.37 Uhr drei Züge ein.

17.06.2008

Alternative zum teuren Auto

Was Pendeln wirklich kostet: Audi und Golf im Vergleich zu Bus und Bahn.

Schwarzach (VN-ad) Die Spritpreise steigen und steigen, Autofahren wird immer teurer. Wie teuer das Autofahren Vorarlbergs Pendler aber wirklich zu stehen kommt und wie preiswert im Vergleich dazu Bus und Bahn sind, zeigt eine bemerkenswerte Untersuchung, die der ÖAMTC durchführen ließ. Denn: Werden Treibstoff- und Nebenkosten, Wertverlust, Haftpflichtversicherung, Motorsteuer und Wartung summiert, belaufen sich die jährlichen Kosten für einen Pendler, der täglich etwa die Strecke Bregenz – Hard mit einem Golf TDI zurücklegt, auf 822,03 Euro pro Jahr.

Teuer im Vergleich

Wer dieselbe Strecke täglich mit einem Audi A6 TDI bewältigt, muss erheblich tiefer in die Tasche greifen – und pro Jahr 1245,50 Euro zahlen. Bei größeren Distanzen wird's verständlicherweise noch teurer: Ein Golf-Fahrer, der täglich aus dem Raum Feldkirch in den Raum Dornbirn fährt, muss pro Jahr 3861,99 Euro zahlen; ein Audi-A6-Fahrer gar 5.851,50 Euro. Da lohnt sich in der Tat der Umstieg

auf Bus und Bahn: Eine Jahreskarte des Vorarlberger Verkehrsverbundes für die Strecke Bregenz – Hard kostet 192 Euro; eine Jahreskarte für die Strecke Dornbirn – Feldkirch 336 Euro. Fazit laut ÖAMTC: „Wer beim Pendeln komplett auf das Auto verzichtet, kommt bis zu sechsmal billiger in die Arbeit und wieder zurück als mit dem Pkw.“

„Vermisse Auto nicht

Dominikus Christof (74) hat da schon Taten gesetzt – der Pensionist zog mit seiner Gattin vor drei Jahren von Hohenems nach Dornbirn – gab damals sein Auto ab und kaufte sich dafür eine Jahreskarte. Sein Fazit: „Es geht alles super mit Bus und Bahn. Ich vermisse das Auto gar nicht mehr.“ Durch die Jahreskarte, sagt der begeisterte Sänger und pensionierte Schiedsrichter, „erspare ich mir die ganzen Steuern, die Reparaturen, das teure Tanken – und den Stress im Stau.“ Er hofft, dass noch mehr Vorarlberger auf Bus und Bahn umsteigen: „Das wäre immens wichtig.“

Andreas Dünser

18.06.2008 Karrenseilbahn mit schwarzen Zahlen

Dornbirn (VN-ha) Die Karrenseilbahn hat in der Saison 2006/2007 wieder schwarze Zahlen geschrieben. Herbert Kaufmann, Geschäftsführer der Dornbirner Seilbahngesellschaft, rechnet für dieses Jahr mit einem ähnlich guten Ergebnis. Durch den Kauf des Hochseilgartens im Ebnit durch die Seilbahngesellschaft konnte das drohende Aus der Attraktion verhindert werden. Um das Parkplatzproblem auf dem Bödele in den Griff zu bekommen, will der Aufsichtsratsvorsitzende Vizebürgermeister Mag. Martin Ruepp mehr Skifahrer und Spaziergänger als bisher zum Umstieg auf den Bus bewegen. Geplant ist eine Kombikarte, die das Parken in der neuen Stadtgarage, das Busticket aufs Bödele und die Liftkarte am Lank beinhaltet.

Mehr zum Thema in der Heimat Dornbirn und auf dornbirn.vol.at

19.06.2008

„Schwierig, Ängste zu nehmen“

VN-TIPPS

Die "VN" zeigen, wie überdurchschnittlich hohe Handy-Strahlung vermieden werden kann. Empfang: Telefonieren Sie möglichst nicht bei schlechtem Empfang –□ etwa aus Autos ohne Außenantenne. SAR: Achten Sie beim Neukauf eines Handys auf den SAR-Wert□ (spezifische Absorptionsrate). Strahlungsarm gelten jene Handys mit einem Wert von bis zu 0,6 Watt/Kilogramm. Head-Sets: Durch den Gebrauch von Kopfhörern verlagern Sie die□ Strahlungsquelle weg vom Ohr. SMS: Schreiben Sie wenn möglich Kurzmitteilungen. Die Strahlungsquelle□ liegt dadurch ebenfalls nicht am Ohr. Verbindungsaufbau: Halten Sie ihr Handy erst ans Ohr, wenn die□ Verbindung zum Gesprächspartner aufgebaut wurde. Das Handy strahlt während dessen mit maximaler Leistung. Festnetz: Weichen Sie wenn möglich auf das Festnetz aus.□

Alle Informationen zum Thema SAR und die Werte aller Handys unter folgender URL: www.fmk.at/sar

■

Eine demnächst veröffentlichte Studie soll geringe Strahlenbelastung beweisen.

Schwarzach (VN-fd) Eine kürzlich in Zusammenarbeit zwischen Bundesministerium und dem Forum für Mobilkommunikation (FMK) in Auftrag gegebene Studie beweise, wie gering die Handy-Strahlung in Österreich sei.

Messungen im Ländle

In 52 Gemeinden Österreichs – unter anderem auch in den Vorarlberger Gemeinden Bregenz, Bludenz, Höchst, Klaus und Rankweil – seien die elektromagnetischen Felder gemessen worden; das Ergebnis eindeutig ausgefallen. „Die Belastung liegt maximal im Hundertstel-Bereich des Grenzwertes. In Bregenz gar im Tausendstel-Bereich“, erklärte FMK-Sprecher Michael Burchner.

Strahlenbelastung gering

■

Neue Studie soll belegen: Handy-Strahlung ohne Auswirkungen auf Gesundheit.

Schwarzach (VN-fd) Bürgerinitiativen laufen in ganz Europa seit Jahren gegen neue Handy-Masten Sturm. Die Kritik: Elektromog und Handy-Strahlung seien gesundheitsgefährdend – die Risiken und Folgewirkungen nicht abschätzbar. Bisher konnten diese Ängste wissenschaftlich nicht belegt werden. Eine Untersuchung des deutschen Bundesamtes für Strahlenschutz mit mehr als 50 Einzelstudien über einen Zeitraum von zehn Jahren gab nun zumindest teilweise Entwarnung. Die Quintessenz der Studie: Die geltenden Grenzwerte schützten ausreichend vor Gefahren der Mobilfunkstrahlen.

Antworten von Experten

Heißt das, dass Mobiltelefonie überhaupt kein Krebsrisiko mit sich bringt? Die Krebsgefahr sei nicht erhöht und ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Strahlung unterhalb der Grenzwerte;

Beschwerden wie Kopfschmerzen und Schlafstörungen konnten nicht nachgewiesen werden, heißt es in der Studie. Experten sehen trotzdem viele Fragen ungeklärt. Wie sieht es mit der Belastung für Kinder aus? Die Auswirkung auf Kinder könne nicht eingeschätzt werden. „Wir wissen es einfach nicht“, sagte Fachbereichsleiter Wolfgang Weiss vom deutschen Bundesamt für Strahlenschutz. Letztlich könne er nur Vermutungen anstellen. Gibt es keine kritischen Stimmen zu diesen Studien? Ein vermeintlicher Teilerfolg der Gegnerschaft stellte sich kürzlich als Flop heraus. Eine Studie der Uni Wien will nämlich bewiesen haben: Handy-Strahlung hat Erbgut-schädigende Wirkung. Der Eklat folgte kurze Zeit später: Die Studie wurde gefälscht. Die verwendeten Daten seien nicht experimentell gemessen, sondern „fabriziert“ worden, so die Kritik. Für den selbst ernannten Dachverband der Gegnerschaft „Bürgerwelle“ kein Grund, den Kampf gegen Elektromog aufzugeben. „Es gibt so viele Studien. Das Problem kann man nicht einfach wegdiskutieren“, sagte die Österreich-Sprecherin, Ingrid Grubauer auf „VN“-Nachfrage. Eine Studie sei noch kein Beweis dafür, dass Mobilfunk-Strahlen ungefährlich seien. Ebenso sei die Studie der Uni Wien außer Frage zu stellen. „Ich gehe davon aus, dass die Ergebnisse korrekt sind“, betonte sie. „Diese Diskussion läuft ja schon ewig“, konterte Michael Burchner vom Forum für Mobilkommunikation (FMK). Überrascht von der deutschen Studie zeigte er sich hingegen nicht. „Das Ergebnis war zu erwarten“, sagte er. Trotz der eindeutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse könne er die Ängste der Menschen in Sachen Mobilfunk-Strahlung nachvollziehen. „Mobilfunkstrahlen sind nicht sichtbar. Es ist schwierig, diese Ängste zu nehmen.“
Florian Dünser

11.02.2008

VN-INTERVIEW:

Pfarrer Ronald Waibel über das Unglück und die Stunden danach

„Das Vinzenzheim war eine Familie“

BU: Pfarrer Ronald Waibel steht seit Freitagabend im Dauereinsatz. „Solange man arbeitet, merkt mans nicht.“

■

Er hat mit den Angehörigen gebetet, jetzt muss er elf Freunde verabschieden.

VN:

Sie haben heute statt der Predigt einfach nur geschwiegen. Waibel: Ich bin keiner, der versucht wäre, so eine Situation in Worte zu fassen. Man kann, glaub ich, den Angehörigen gegenüber nur sein Dasein zeigen, mit ihnen mitweinen, mitbeten, mitschweigen.

VN:

Angehörige und Einsatzkräfte wurden vom Kriseninterventionsteam betreut. Wer betreut den Pfarrer? Waibel: Mir wurde vom KIT Hilfe angeboten, aber ich habe ein sehr gutes Umfeld, wo ich ohne Scheu auch weinen kann.

VN:

Wie tief trifft Sie persönlich diese Katastrophe in Ihrer Gemeinde? Waibel: Ich bin einfach auch unheimlich traurig. Es geht mir deshalb so unter die Haut, weil das Vinzenzheim und Egg, das war wirklich wie eine große Familie. Wir haben an diesem Freitag elf Freunde verloren.

VN:

Sie haben jedes einzelne Opfer gut gekannt? Waibel: Wir haben ja jeden Freitag Gottesdienst gefeiert in der Kapelle des Vinzenzheimes. Da kamen dann auch jedes Mal zehn, zwölf Menschen aus dem Ort dazu.

VN:

Sie vermissen Begegnungen? Waibel: „Gides“ Hans zum Beispiel – Johann Heidegger – kam nach dem Unfalltod seines Bruders ins Heim. Er ist hier richtig aufgelebt. Ein-, zweimal in der Woche ist er nach Großdorf spaziert „uf a Bierle, a Möschtle“. Wenn er in die Pfarrkirche zum Gottesdienst kam, hat er mich immer gleich begrüßt: „Pfarrer, wie hosch es? Gohts dir guat? Kumm, loss üs beatta.“ Das vermiss ich. Das und vieles andere.

VN:

Am Faschingsdienstag gab es im Vinzenzheim noch ein Faschingskränzle. Waibel: Dr. Josef Nardin hat Gitarre gespielt. Der Faschingsprinz kam mit seinem ganzen Gefolge. Sie haben getanzt und gelacht.

VN:

Und jetzt? Was tut man gegen so viel Trauer? Waibel: Vielleicht müssen wir uns auch sagen, dass zwölf Freunde überlebt haben. Dass die Einsatzkräfte Großartiges geleistet haben. Dass wir nicht allein sind.

Thomas Matt

01.07.2008

Ein ganzes Dorf ist „Candyland“

Fluher Bevölkerung begeistert mit Musical in englischer Sprache im Kornmarkttheater.

Schwarzach (VN) Montagmorgen im Bregenzer Kornmarkttheater. Der Saal ist bis zum letzten Platz gefüllt, über 500 Kinder im Publikum warten darauf, dass sich der Vorhang öffnet. Hinter der Bühne herrscht indessen reges Treiben. Kostüme werden angezogen, Hüte aufgesetzt, Lippen bunt bemalt. „Vor über einem Jahr haben wir mit dem Entwerfen und Nähen der Kostüme, der Choreographie und den Proben begonnen“, erzählt Irene Blum, eine der engagierten Mütter. 43 Personen – vom Kindergärtner bis zum Direktor der Volksschule Fluhr – sind am Musical „Candyland“ beteiligt. Das Besondere: Alle außer der Co-Autorin und Co-Choreographin wohnen auf der Fluhr Bregenz.

Englisch soll „leben“

„Candyland“ ist bereits die zweite Produktion der Native Speaker Nicole Kantner und Claire Robinson, die die Geschichte vom gleichnamigen Brettspiel adaptierten und für die Bühne in englischer Sprache umsetzten. „Zu verdeutlichen, wie leicht es sein kann, eine ‚lebende Fremdsprache‘ tatsächlich zum Leben zu erwecken, ist mir sehr wichtig“, betont Nicole Kantner. Die Sprachtrainerin setzt dabei bewusst auf das Motto „Learning by doing“, Kinder sollen die Fremdsprache spielerisch erlernen. Tolle Kostüme und Requisiten sowie die eingängige Musik (viele Ohrwürmer wurden für die Geschichte umgetextet) tragen zu diesem Erlernen bei. Insgesamt sieben Mal führten die Fluher ihr Musical auf, gestern Abend fiel der Vorhang zum letzten Mal.

02.07.2008

KOMMENTAR

Kein Platz für Ausreden

Andreas Dünser

Als Pflegerin Gertrud Pleh vor einem Jahr die indiskutablen Zustände im Rankler Pflegeheim öffentlich anprangerte, taten die Verantwortlichen dreierlei: Sie versuchten, Pleh öffentlich zu diskreditieren und mundtot zu machen, sie sprachen von einem Einzelfall und von an sich funktionierenden Kontrollen. Und in Wahrheit? War laut Landesrechnungshof 2007 in drei Bregenzerwälder Heimen – Schwarzenberg, Bizau und Andelsbuch – nicht eine einzige Pflegefachkraft, unabhängig von deren Qualifikation, rund um die Uhr im Einsatz. Von einer 24-Stunden-Pflege durch eine diplomierte Fachkraft ganz zu schweigen: Eine solche gab es 2007 in 27 Vorarlberger Pflegeheimen nicht, wie Rot und Grün völlig konsterniert im Bericht lasen. Und dass auch die Kontrolle völlig unzureichend war, rundet den Eklat sozusagen nur noch ab. Damit ist eines klar: Dieser Bericht, diese Anklageschrift, spricht eine dermaßen klare Sprache, dass kein Platz mehr für politische Ausreden bleibt. Konsequenzen sind zu ziehen, was noch nicht behoben ist, muss schleunigst behoben werden – im Sinne der Menschen.

03.07.2008

Drei Abende im Zeichen des Weins

Weinfest in Feldkirch. Details zum traditi-onellen Weinfest. □

Musik-Programm

Donnerstag 19 Uhr: Bigband Gisingen 21 Uhr: Harmoniemusik Tisis-Tosters Freitag 19 Uhr: Stadtmusik Feldkirch 20.50 Uhr: MiDi-Marschmusikkapelle 21 Uhr: Musikverein Altenstadt Samstag 11 Uhr: Buramusik des Musikverein Nofels 19 Uhr: Musikverein Nofels 20.50 Uhr: MiDi-Marschmusikkapelle 21 Uhr: Musikverein Gisingen

■

Feldkirch: Rebensaft regiert die Montfortstadt am kommenden Wochenende.

Feldkirch (VN) Ab heute, Donnerstag, 3. Juli, bis Samstag, 5. Juli, ist Feldkirch das sommerliche Wein-Mekka in Österreichs Westen. Vorarlberger Weinhändler, Feldkircher Vereine und Gastronomen sowie die heurige Gastregion, das Retzerland, präsentieren sich an zwölf Weinhäusern am historischen Marktplatz. Wie jedes Jahr erwarten die Organisatoren auch heuer wieder 20.000 Besucher(innen). Neben den tollen Weinen wird auch die Geselligkeit nicht zu kurz kommen. Acht verschiedene Musikgruppen werden heuer an den drei Abenden und am Samstagvormittag die Weinfest-Besucher unterhalten. Traditionell werden die fünf Feldkircher Blasmusikvereine für die

richtige Stimmung sorgen. Etwas Besonderes wird der Auftritt der „MiDi-Marschmusikkapelle“ am Freitag und Samstag. Die Mitglieder der Kapelle spielen traditionelle Blasmusikmelodien auf dem Laptop und tragen den Lautsprecher am Kopf.

08.07.2008

„Wassermacher“ aus dem Ländle

Bis auf die Bürokratie waren die lokalen Behörden sehr hilfsbereit.

Werner Meisinger

BU: Werner Meisinger konnte als Wasserexperte in China helfen.

■

Fünf Wochen im chinesischen Erdbebengebiet. Werner Meisinger leitete Hilfsteam.

Bregenz (VN-MM) Sein Bedarf an Reis ist vorderhand gedeckt. Nach fünfwöchigem Einsatz in der von einem Erdbeben zerstörten chinesischen Provinz Szechuan, sehnt sich Werner Meisinger nach Hausmannskost. Der Landesrettungskommandant darf Brot und Speck, das ihm RK-Präsident Siegi Gasser symbolisch überreichte, im sicheren Wissen genießen, 20.000 Menschen wenigstens wieder zu sauberem Trinkwasser verholfen zu haben.

Bürokratie und Sprache

Am 12. Mai bebte in China die Erde. Mit verheerenden Folgen. Hunderttausende Menschen starben. Noch mehr wurden obdachlos. Speziell draußen am Land. In vielen Dörfern blieb fast kein Stein auf dem anderen. Auch in Xing Long, einer Ortschaft mit 20.000 Einwohnern, war ein Großteil der Häuser zerstört und die Wasserversorgung zusammengebrochen. „Hier konnten wir mit unseren Möglichkeiten wirksam helfen“, erzählt Werner Meisinger.

Mit Dolmetschern gings

Gut drei Wochen nach der Katastrophe flog er mit fünf RK-Mitarbeitern und 30 Tonnen Material nach Szechuan. Dort stießen elf Vertreter des chinesischen Roten Kreuzes zu dem von Meisinger geleiteten Team. „Es war eine spannende Aufgabe, weil das Internationale Rote Kreuz erstmals in China tätig wurde“, so der erfahrene „Wassermacher“. Vor allem die Sprache erwies sich anfangs als Hürde. Versuche, chinesische Schriftzeichen selbst zu interpretieren, habe er schnell aufgegeben. Schließlich fungierten Studenten als Dolmetscher. Auch die lokalen Behörden hätten sich hilfsbereit gezeigt, vom Bürokratismus abgesehen.

Anlagen bleiben dort

Xing Long wurde nach einer ausgiebigen Erkundung als Einsatzort ausgewählt. Zwei Anlagen produzierten täglich 200.000 Liter frisches Trinkwasser. Außerdem wurden die einheimischen Rotkreuzkollegen auf die Gerätschaften eingeschult. Mittlerweile sind sie weitgehend allein für deren Betrieb verantwortlich. Bis Ende Juli soll die örtliche Wasserversorgung wieder funktionieren. Die Anlagen verbleiben jedoch in China und stehen dort bei Bedarf wieder für Hilfeinsätze zur Verfügung. Die Menschen selbst leben laut Werner Meisinger immer noch in Zelten und Baracken. „Aber es sind halbwegs vernünftige Verhältnisse“, kann er bestätigen. Rund 600.000 Euro hat die Mission gekostet. „Es wäre schön, wenn uns die Vorarlberger wieder mit Spenden unterstützen könnten“, merkt Meisinger noch an. Rotkreuzpräsident Siegi Gasser zeigt sich stolz ob der Tatsache, dass „sein Mann“ als Experte so gefragt ist. Es bedeute aber auch für das Rote Kreuz insgesamt eine Auszeichnung.

Marlies Mohr

D) „NZZ“ – Lokales

23. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Ein Labor für die Kinder von Zürichs «Business-Nomaden»

Eröffnung des Oberstufenschulhauses der Zurich International School in Adliswil

Diese Woche hat die Zurich International School ihren Neubau in Adliswil in Betrieb genommen. Aus der erhofften Platzreserve für künftiges Wachstum ist nichts geworden. Die 450 Studienplätze sind bereits belegt.

wbt. 140 Meter in die Länge zieht sich der Neubau der «Upper School» der Zurich International School (ZIS) in Adliswil. Mit seiner Metall- und Profilglasverkleidung wirkt der elegante Riegel wie ein Industriebau. In seinem Inneren verbirgt sich ein lebendiger Mikrokosmos: die neue Heimat des 15- bis 18-jährigen Nachwuchses von Zürichs «Business-Nomaden». 450 Schülerinnen und Schüler werden auf das International Baccalaureate oder einen High-School-Abschluss vorbereitet. Sie alle führen mit ihren meist in internationalen Konzernen tätigen Eltern ein Nomadenleben quer über den Globus. Für ein paar Jahre sind sie um Zürich heimisch geworden – oder auch im Luzernischen, im Aargau oder sogar in Liechtenstein. Für ihre gesellschaftlichen Kontakte ist die Schule von unvergleichlich grosser Bedeutung.

Ungebrochene Nachfrage

Als die ZIS 2002 die Planung in Angriff nahm, wusste sie nicht, ob die Nachfrage das Vorhaben rechtfertigen werde. Damals zählte die Schule knapp 900 Schüler im eben eröffneten Neubau in Wädenswil, in Horgen und in Kilchberg. Heute sind es 1300 Schüler. Neben dem Neubau in Adliswil, der die Aufgabe des Provisoriums in Horgen erlaubt, hat dieser Tage auch die neue Niederlassung in Baden den Betrieb aufgenommen. Nur dort kann die Schule noch Plätze anbieten. Für die übrigen Standorte stehen zurzeit 30 bis 40 Namen auf der Warteliste. Keine rezessive Tendenz hat den jährlich um bis zu 20 Prozent wachsenden Schülerzahlen etwas anhaben können. Trotzdem hat man mit dem Bauentscheid bis 2006 zugewartet. Jetzt ist der Bau fertig, wie geplant nach 23 Monaten Bauzeit und im Rahmen des Budgets. Die Nachfrage ist ungebrochen, Auswirkungen der Finanzmarktkrise spürt die Schule keine, wie Direktor Peter C. Mott sagt. Im Gegenteil: Zu den grossen Banken, Versicherungen und Industriegesellschaften sind viele kleinere Arbeitgeber getreten, die genauso international ausgerichtet sind. Namentlich aus der EU kommen immer neue Firmen nach Zürich. Praktisch täglich erhält die ZIS Anfragen wegen Schulplätzen.

Teil der Stadt Adliswil

So ist die eingeplante Platzreserve von 25 Prozent schon bei der Eröffnung aufgebraucht. Eine Erweiterung ist nicht geplant, obwohl die Schule eine Option auf eine weitere Hektare Land hat. Die jetzt beanspruchten zwei Hektaren hat die Stadt Adliswil ihr zu günstigen Konditionen im Baurecht überlassen. Sie und ihre Bewohner können im Gegenzug vom Theatersaal mit 550 Plätzen und von der Dreifachturnhalle profitieren, die beide über separate Zugänge für Mieter aus der Stadt verfügen. Die heute am Rande des Siedlungsgebiets liegende Schule dürfte bald von Hunderten von Wohnungen und von einem neuen Stadtpark umgeben sein. Bewusst sieht sie sich als Teil der Stadt, nicht als abgeschottetes Ghetto für Ausländer. Der Schulbau selber besticht durch seine breiten, multifunktional nutzbaren Gänge, die dem Bedürfnis nach Begegnung, nach Gesprächen, nach Gruppenarbeiten entsprechen. Jedes Geschoss funktioniert als kleine Welt für sich. Möglich wurde das, weil die Architekten von «agps» («Wöschi» Wollishofen) die Fluchtwege nach dem Vorbild von Laborgebäuden auf durchgehende Balkone an der Aussenseite der Klassenzimmer verlegt haben. Aufwendige Brandschutzmassnahmen im Innern erübrigten sich deshalb. Die Schulzimmer sind alle mit Smart Boards ausgerüstet, einer Art elektronischer Wandtafel. Jeder Schüler ist über Laptop direkt damit verbunden. Selbst aus dem Krankenbett zu Hause ist so die Teilnahme am Unterricht möglich.

Keine Offroader vor der Tür

Finanziert wurde der 36 Millionen Franken teure Bau zu einem Drittel über einen Fonds der Schule und über Spenden. Der Rest stammt aus Hypotheken und Darlehen von Stadt und Kanton Zürich von rund 7,5 Millionen Franken. Ein Problem ist noch ungelöst. Die Oberstufenschüler kommen zwar nicht mehr im Offroader von Mama, aber die Erschliessung mit ZVV-Bussen funktioniert noch nicht, wie sie sollte. Ein Shuttlebus bedient den Bahnhof Thalwil, aber Nachfrage und Angebot klaffen noch auseinander. Man hofft auf baldige Besserung.

23. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Die Entwicklung von Schulbüchern kann ein Kulturkampf sein

Der Lehrmittelverlag des Kantons Zürich muss sich nach unterschiedlichen Bedürfnissen richten

Die Produktion von Schulbüchern ist seit je eine politische Angelegenheit. Der über 150 Jahre alte Lehrmittelverlag des Kantons Zürich muss sich nicht nur der rasant ändernden Bildungslandschaft,

sondern auch den Ansprüchen der Lehrerschaft und der Pädagogen anpassen. Wie ein gutes Schulbuch aussieht, ist Thema der ständigen Diskussion.

rwk. «Sind Schulbücher Bücher, die von alten Schulbüchern abgeschrieben werden, die von alten Schulbüchern abgeschrieben werden . . .?», fragte Erich Kästner einst. Diese Aussage mag auf vergangene Generationen zutreffen. Heute läuft die Produktion der Lehrmittel im Gleichschritt mit den bildungspolitischen Entscheidungen. Schulbücher sind bunter und vielfältiger denn je: Bei einem Besuch kurz vor Schulbeginn werden im Lager des 157-jährigen Lehrmittelverlags des Kantons Zürich (LMV) Kärtchenboxen, Mappen mit Einzelmodulen und Aufgabenkarten an die Schulhäuser zwischen Eglisau, Dietikon und Richterswil verschickt. Die Sechstklässler haben so Anfang dieser Woche das druckfrische Englischbuch «Explorers» aufschlagen können.

Pädagogik und Politik zugleich

Die Frage, wie ein gutes Schulbuch aussehen sollte und in welcher didaktischen Form es zu halten sei, ist virulenter denn je. Mitte Juni haben die Lehrerverbände ZLV und SekZH die Ergebnisse einer Umfrage über die Güte der Lehrwerke unter rund 10 Prozent der Volksschullehrer publiziert. Der LMV erntete dabei keine Lorbeeren: Von 60 Lehrmitteln wurden 6 als unbrauchbar bezeichnet, 5 davon stammen aus der Feder von Autoren des kantonalen Lehrmittelverlags. Obwohl sich diese Schulbücher nach neuesten Erkenntnissen der Pädagogik richten, eine individualisierende Didaktik pflegen und vor der Publikation mit zahlreichen Schulklassen erprobt wurden, sind sie von der Lehrerschaft abgeschossen worden.

Schulung entscheidend

Das Erarbeiten eines neuen Lehrmittels sei bisweilen eine Art Kulturkampf, sagt Robert Fuchs, Direktor des LMV. Pädagogikprofessoren brächten ihre Wünsche und Visionen in der Projektphase ebenso ein wie Junglehrer und Lehrpersonen, die seit Jahrzehnten im Berufsleben stehen. Schliesslich ist es die Schulung der Lehrpersonen in der entsprechenden Didaktik, die über den Erfolg des Lehrmittels bestimmt. Wenn schulpolitische Entscheide schnell gefällt und umgesetzt werden, komme die Einführung oft zu kurz oder werde vernachlässigt, sagt Fuchs.

Die Herstellung eines mehrbändigen Lehrwerks dauert bis zu fünf Jahren. Sobald die Artikel von einem durch ein Projektleitungsteam berufenen Autorenteam verfasst worden sind, werden sie von einem Gremium aus Fachpersonen beurteilt und nach Bedarf abgeändert. Geht es um Lehrmittel für Fremdsprachen, gehören dem Gremium auch Muttersprachler an. In Praxistests und grösser angelegten Erprobungen geben Schüler und Lehrer ihre Meinung zu den neuen Übungen ab. So wird das Mathematiklehrmittel «Mathematik I» dieses Jahr unter anderen von acht ersten Sekundarklassen getestet. Nach dreijähriger Einsatzzeit beurteilt ein Synodalgutachten das vorerst lediglich als «provisorisch obligatorisch» bezeichnete Schulbuch. Der Lehrkörper kann dabei Kritik üben und Verbesserungsvorschläge einbringen. Ob und in welcher Form das Buch neu aufgelegt wird, entscheidet am Schluss die Kantonale Lehrmittelkommission (KLK).

Lehrmittel ohne Staatsgelder

Die Lehrerumfrage zu den Lehrmitteln hat eine Serie von Kritiken ausgelöst. Verlage, die nach den Regeln der Privatwirtschaft funktionierten, erstellten tauglichere Lehrmittel, wurde von verschiedenen Seiten verlautbart. «Wir erhalten keine staatlichen Beiträge, wir arbeiten lediglich im Auftrag der KLK und müssen uns, unsere Autoren und die gesamte Produktion selber finanzieren», kontert Fuchs. Mit dem Versand von Lehrmitteln und der Produktion sowie dem Vertrieb eigener Bücher macht der LMV einen Umsatz von rund 24 Millionen Franken jährlich. Laut Fuchs wird etwa die Hälfte dieses Geldes ausserhalb der Kantonsgrenzen erwirtschaftet. Damit und durch den Versand aller Schulbücher im Kanton Zürich finanziert sich der Verlag die Produktion von wirtschaftlich nicht rentablen Lehrmitteln für kleinere Bildungsgruppen wie Legastheniker oder hochbegabte Kinder.

In der gesamten Deutschschweiz wird die Entwicklung von Lehrmitteln durch die interkantonale Lehrmittelzentrale (ilz) koordiniert. In einem Verfahren prüft sie, ob Schulbücher den kantonalen Lehrplänen entsprechen, und verleiht ihnen eine Art Gütesiegel. Mit dem «ilz»-Label versehene Lehrwerke können in allen Deutschschweizer Schulen eingesetzt werden. Im Verzeichnis der obligatorischen und zugelassenen Lehrmittel des Kantons Zürich sind Produktionen aus privaten Verlagen wie auch aus Lehrmittelverlagen anderer Kantone zu finden. Die in diesem Verzeichnis enthaltenen Schulbücher müssen auf Wunsch der Lehrperson von der Schulgemeinde angeschafft werden.

Systematische Lehrmittelplanung

rwk. Zeitgleich mit der Kritik der Lehrerverbände verabschiedete der kantonale Bildungsrat Ende Juni die auf zehn Jahre ausgelegte Lehrmittelplanung. Laut Otto F. Beck vom Volksschulamts wird damit ein Planungsinstrument für die bis anhin eher zufällige und wenig systematische kantonale Schulbuchproduktion erstellt. Politische Entscheide wie die Einführung der Basis- oder der Grundstufe, der Deutschschweizer Lehrplan und Harmos sollen dabei berücksichtigt werden. Die Einführung von Lehrbüchern wird in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule geplant. Die laufenden strukturellen Änderungen erzwingen eine nicht ganz einfache rollende Planung. «Die

Umfrage von ZLV und SekZH hat das Vorgehen bestätigt und gezeigt, dass viele der geäusserten Kritikpunkte bereits bekannt sind», sagt Beck. Neuentwicklungen sind vor allem in den Bereichen Mathematik und Fremdsprachen geplant.

24. Juli 2008, Neue Zürcher Zeitung

Minderwerte allein sagen nichts aus über die richtige Höhe von Lärmentschädigungen

Was ökonomische Schätztechnik leistet – und was nicht

Die ökonomische Schätztechnik kann zwar feststellen, wie viel weniger wert eine Liegenschaft bei höherem Fluglärm ist. Die Frage, welcher Teil des so ermittelten Minderwerts effektiv kompensiert werden soll, erfordert jedoch Überlegungen, die über den einfachen Vorher-Nachher-Kalkül hinausgehen.

Von Jörg Baumberger*

Der unnötig exotische Begriff hedonische Methode bezeichnet nichts anderes als eine Spielart mikro-ökonomischer Schätztechnik, wie sie mittlerweile erfolgreich für eine Vielzahl von Bewertungsproblemen für heterogene Objekte eingesetzt wird – von Häuserpreisen über Occasionsautos bis zu Konsumentenpreisindizes. Auf der Basis einer breiten Datenmenge, bestehend aus effektiv bezahlten Kaufpreisen einerseits und einer umfangreichen Liste von Merkmalen zu jedem Objekt andererseits, wird eine Gleichung bestimmt, mit deren Hilfe die statistischen Erwartungswerte der im Analysegebiet und -zeitfenster nicht gehandelten Objekte bestimmt werden können. Abhängige Variable der Gleichung ist der Transaktionspreis.

Keine punktgenauen Schätzungen

Die erklärenden Variablen lassen sich bei Immobilienbewertungen unter die drei Titel «Physische Objekteigenschaften», «Mikrolage» und «Makrolage» der Liegenschaft subsumieren. Der einzelne Koeffizient der Schätzgleichung zeigt an, welchen Effekt die Variation einer Eigenschaft des Objekts auf den Erwartungswert der Liegenschaft zu haben scheint. So bedeutet beispielsweise ein Koeffizient von $-0,7$ des Fluglärmterms, dass der Erwartungswert einer im Übrigen äquivalenten Liegenschaft im Mittel um zirka 0,7% niedriger ausfällt, falls der Fluglärm bei dieser Liegenschaft um 1% höher sein sollte als bei der Vergleichsliegenschaft.

Ökonomische Schätzgleichungen gestatten keine punktgenaue Schätzung des Marktwertes einer gegebenen Liegenschaft, liefern jedoch – im Unterschied zu anderen Verfahren – im Paket mit der Schätzung des Erwartungswerts routinemässig auch eine Idee der zu erwartenden Wahrscheinlichkeitsverteilung, das heisst einen Begriff der Unsicherheit der Schätzung. Dass die Schätzungen nicht jedem Einzelfall vollumfänglich gerecht werden, wäre in einer inexakten Wissenschaft wie der Immobilienschätzung bloss dann ein fataler Mangel, wenn der Standardfehler vernünftige Grenzen sprengen würde und/oder die Schätzungen systematische Schlagseite oder andere wohlbekannt Mängel aufwiesen.

Solche mikroökonomischen Schätzgleichungen sind in der Immobilienwirtschaft erfolgreich für zwei Zwecke im Einsatz: Erstens für die Schätzung des (unbekannten) Marktwertes einer Einzelliegenschaft im Gebiet und im Zeitfenster der Stützdatenmenge im Lichte effektiv bezahlter Transaktionspreise, z. B. Schätzung der Liegenschaft XYZ, Strasse Nr. NN im Kanton Zürich im Zeitfenster 2007 oder nahe dabei; zweitens für die Schätzung einer mittleren Liegenschaftspreisinfation im Untersuchungsgebiet anhand von Indizes für Liegenschaften konstanter Qualität.

Hinsichtlich der Fluglärmbelastung kann eine ökonomische Gleichung Fragen folgender Art ziemlich zuverlässig beantworten: Welchen ökonomischen Erwartungswert hätte im Mittel im Grossraum Zürich die konkrete Liegenschaft X mit ihren X-spezifischen physischen Objekteigenschaften und ihrer X-spezifischen Mikro- und Makrolage sowie den X-spezifischen Fluglärmimmissionen im Zeitfenster t? Und: Welchen Erwartungswert hätte eine im Übrigen äquivalente Liegenschaft, die ein Vielfaches oder einen Bruchteil der Fluglärmimmissionen aufweist? In diesem Sinne kann die Gleichung den negativen Effekt des Fluglärms auf den Wert der Liegenschaft komparativ quantifizieren.

Auf andere interessante Bewertungsfragen geben gebräuchliche Gleichungen keine oder bei naiver Anwendung eine falsche Antwort. Auf die Frage beispielsweise, was der Wert einer Liegenschaft im Grossraum Zürich wäre, falls es überhaupt keinen oder lediglich den Fluglärm von 1961 gäbe, gibt die Gleichung keine bzw. eine bereits im Vorzeichen falsche Antwort. Warum? Weil ein Grossraum Zürich ohne Fluglärm auch ein Grossraum Zürich ohne Flughafen wäre und in allen verfügbaren Gleichungen die Existenz und Grösse des Unique-Flughafens stillschweigend als gegeben und konstant vorausgesetzt ist. Würde in die Fluglärm-Argumente der Gleichung zwecks Minderwertschätzung der

Lärmpegel null oder jener von 1961 eingefügt, so würde die Gleichung für alle Liegenschaften eine nichtnegative Wertveränderung gegenüber heute anzeigen, also eine Aufwertung des gesamten Liegenschaftsbestandes.

Nur die Kehrseite der Flughafenmedaille

Daraus ist ersichtlich, dass in der hedonischen Gleichung zwar die Kehrseite der Flughafenmedaille enthalten ist, nicht jedoch ihre Vorderseite, der Existenz- und Optionswert dieses leistungsfähigen Ein- und Ausfallstores. Wollte man den positiven Wert des Flughafens als Entschädigungsminderung veranschlagen – was das Bundesgericht explizit ablehnt –, so wären die vorliegenden Gleichungen nicht mehr tauglich. Ein Grossraum Zürich, dessen nächster Interkontinental-Flughafen in München oder Frankfurt liegt, wäre ein ganz anderes Metropolitangebiet als das real existierende Zürich, und der Wert des bestehenden Liegenschaftsparks wäre vermutlich trotz höherer eng definierter Lebensqualität nicht höher, sondern niedriger als heute.

Beinahe überflüssig ist es beizufügen, dass die ökonomische Gleichung auch keine Antwort auf die Frage geben kann, auf welchen Pegel von Ruhe ein Eigentümer an einer bestimmten Stelle in einem urbanen Grossraum überhaupt einen Eigentumsanspruch hat. Hat er Anspruch auf totale Ruhe oder auf den Ruhepegel im – für jede Liegenschaft unterschiedlichen – Moment des Erwerbs oder auf irgendeinen anderen Pegel?

Aus diesen Gründen bietet die Miflu-Schätzung wohl eine wertvolle Basisinformation für die Bestimmung der Entschädigung. Die Frage, welcher Teil des so ermittelten Minderwerts effektiv kompensiert werden soll, erfordert jedoch Überlegungen, welche über den einfachen Vorher-Nachher-Kalkül im Rahmen der bestehenden Gleichungen hinausgehen; nicht eine andere Schätzmethode, wohl aber die Weiterverarbeitung ihrer Resultate unter sinnvollen juristischen Gesichtspunkten. In der Gleichung ist der Flughafen nur Lärm. Ökonomisch ist er aber auch eine wichtige Option zur Ein- und Ausreise in den Grossraum Zürich.

Offene Fragen

Problematisch ist nicht die ökonomische Methode. Diese stellt – entgegen der Kritik von Francesco Canonica in der NZZ vom 13. 6. 08 – eine im Vergleich zu Alternativen rigorose, leistungsfähige und kostengünstige Schätzmethode dar. Das Problem liegt allenfalls in der Anwendung einer gebräuchlichen ökonomischen Schätzgleichung auf Fragen, für die sie in roher Form nicht taugt. Bei der Entwicklung der Entschädigungsregeln dürfte es opportun sein, auch einige zurzeit nicht zur Entscheidung stehende Kohärenzfragen im Hinterkopf zu behalten, z. B.:

– Wie sind jene Liegenschaften zu behandeln, die unter dem neuen Anflugregime plötzlich weniger Fluglärm-Immissionen erhalten?

– Wie wären die heute entschädigten Liegenschaften zu behandeln, falls in ein paar Jahren durch ein Wunder der Korridor über Deutschland plötzlich wieder geöffnet würde? Müssten sie die Entschädigung zurückerstatten?

– Wie wäre zu verfahren, falls der Flughafen geschlossen würde? Müssten die Hauseigentümer dann – für den effektiven Netto-Minderwert auch wieder entschädigt werden – oder für den gemäss Gleichung entstehenden «Mehrwert» sogar etwas bezahlen?

Das sind nicht mehr ökonomische Fragen, sondern Fragen der Entwicklung ökonomisch optimaler stabiler Rechtsregeln. Das Bundesgericht äussert sich dazu zum Teil en passant. Ob es diese Gesichtspunkte hinreichend und sinnvoll würdigt, ist im Moment noch schwer zu beurteilen, und die Lösungen liegen nicht auf der Hand.

- Jörg Baumberger ist Titularprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen.

August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Anhaltende Aufbruchstimmung – trotz allem

Die Veränderungen der letzten Jahrzehnten zwischen Stadt und Land

brh. Früher, ja, früher: Da waren die Autos noch stilvoll, unverdächtig, eckig und robust, einrückende Rekruten trugen Hemd mit Krawatte, die Mütter kunstvolle Haarspray-Frisuren zum Sonntagsausflug – und die Baukräne ragten zu Dutzenden in den Himmel. Früher, das ist beispielsweise der Kanton Zürich in den sechziger Jahren, fotografisch dokumentiert von Andreas Wolfensberger, in einem Langzeitprojekt, das ihn von 1964 bis 1969 in alle Winkel Zürichs führte. Seine Bilder halten Nostalgisches und Zukunftsgerichtetes fest, und was besonders auffällt: die Aufbruchstimmung in der Agglomeration, in diesem vielschichtigen Gürtel zwischen Stadtgebiet und Landschaft. Bahnhöfe werden erweitert, Strassen und Einkaufszentren entstehen oder neue Wohnsiedlungen für Heerscharen von jungen Familien und Zugezogenen. Je näher ein Landstrich bei der Stadt liegt, desto mehr wird gebaut.

25. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Wenn Touristen zum Blickfang werden

Eine Stadtrundfahrt in Zürich mit dem einachsigen Elektroroller Segway

Auf Zürichs Strassen sind die Segway-Personal-Transporter noch kaum zu sehen, jene einachsigen Elektroroller, die einst als Meilenstein der Menschheitsgeschichte angekündigt worden waren. Kennenlernen kann man die seltsamen Dinger auf einer Sightseeing-Tour.

-yr. Kichernd zeigt eine Gruppe japanischer Touristen mit dem Zeigefinger auf einen Pulk. Dieser besteht hauptsächlich aus englischen Touristen, die aufrecht auf einem seltsamen, weil einachsigen Gefährt stehen. Auch die sonst so coolen Einheimischen in den Strassencafés unterbrechen an diesem Sonntagmorgen vorübergehend die Zeitungslektüre und schieben ungläubig die Sonnenbrille in die Stirn, um sich mit ungetrübtem Auge des seltsamen Anblicks zu vergewissern. Selbst der stolze Fahrer einer brummenden Harley-Davidson kann nicht verhindern, dass sich sein Hals vor einem Rotlicht für einen kurzen Moment in die Richtung der Touristen dreht. Was so viel Neugier weckt, sind sogenannte Segway-Personal-Transporter. Noch hat der einachsige Tretroller die breite Masse nicht erreicht, doch als Vehikel für ein Sightseeing erweist er sich als ideal.

Gezwungen, auf der Strasse zu fahren

Unter dem Codenamen «Ginger» hatte der Segway bereits vor der ersten Präsentation im Jahre 2001 für manche Schlagzeile gesorgt. Der Tüftler Dean Kamen pries das geheimnisumwitterte Fahrzeug als angeblich bahnbrechende Erfindung. Die Entwicklungskosten sollen rund 100 Millionen Dollar betragen haben. Das Geld stammte unter anderen von Steve Jobs, dem CEO von Computerhersteller Apple, sowie von Jeff Bezos, dem Gründer der Internet-Handelsplattform Amazon. So viel Venture-Capital schien gerechtfertigt, weil die Menschheit mit dem Segway-Personal-Transporter einen weiteren Schritt vorangebracht werden sollte. Der städtische Verkehr sollte massiv entlastet werden, indem der einachsige, mit einem aufladbaren Elektromotor betriebene Roller das Auto für kurze Distanzen zumindest theoretisch überflüssig macht.

Wie ein Blick auf unsere Strassen zeigt, hapert es noch mit der Umsetzung. Bis anhin haben sich vor allem die Strassenverkehrsämter mit dem Segway auseinandergesetzt. Fast jedes Land handhabt die Zulassung etwas anders. In der Schweiz gilt das neue, kaum klassifizierbare Fahrzeug inzwischen als Kleinmotorrad; entsprechend braucht es ein gelbes Kontrollschild, wie dies auch bei Scootern mit einer Motorengrösse bis 50 Kubikzentimeter Hubraum der Fall ist. Dies hat aber auch zur Folge, dass mit dem Segway unverständlicherweise auf der Strasse gefahren werden muss, obwohl die Höchstgeschwindigkeit in der Schweiz bloss 15 km/h beträgt. Hingegen ist es verboten, mit dem einachsigen Elektroroller Velowege zu benutzen oder auf Trottoirs zu fahren. Dort fürchtet die Fussgänger-Lobby zusätzliche Konkurrenz und macht zurzeit mobil gegen die Zulassung des Segway. Es kann fast nichts schiefgehen

Zusammen mit den relativ hohen Anschaffungskosten von fast 10 000 Franken dürfte diese komplizierte rechtliche Situation den Durchbruch des Segway-Personal-Transporters bis anhin verhindert haben. Entdeckt worden ist das neuartige Fahrzeug aber von findigen Veranstaltern von Sightseeings. In Zürich ist es HB-Adventure Switzerland, die verschiedene Touren anbietet. Nach einer Einführung von rund 20 Minuten geht es, den Besitz eines Führerausweises für Autos vorausgesetzt, bereits los. Tatsächlich kann bei der Steuerung des Gefährts erstaunlich wenig schiefgehen. Mit einer ausgeklügelten Technologie, die in der Plattform eingebaut ist, wird der Segway stets in der Balance gehalten. Es gibt weder Bremsen noch ein Gaspedal. Beschleunigt oder abgebremst wird einzig mit einer Gewichtsverlagerung, als Steuerungsgerät dient die vertikale Lenkstange.

Das Wunderding funktioniert tatsächlich. Wacklig wird es höchstens beim Auf- oder beim Abstieg, und auch das nur zu Beginn. Danach scheint sich das Gefährt intuitiv dem Willen des Fahrers anzupassen; es fährt genau so, wie es dessen Körperhaltung andeutet. Der Segway vermittelt ein neues, mit nichts zu vergleichendes Fahrgefühl. Ohne Probleme huscht es steile Rampen hinauf, und ebenso einfach ist es, talwärts nicht die Kontrolle über die Geschwindigkeit zu verlieren. Alles ist derart einfach, dass nach der ersten Begeisterung allenfalls eine gewisse Herausforderung vermisst wird.

Die englischen Touristen stört das nicht. Dank dem Segway haben sie in kurzer Zeit und in angenehmer Weise weite Teile der Stadt kennengelernt. Und sind dabei sogar selber zu einer kleinen Attraktion geworden.

25. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Bademeister schuldig der sexuellen Belästigung

Aushilfs-Kioskverkäuferin bedrängt

Aus dem Bezirksgericht Zürich

-yr. Ein 58-jähriger Bademeister ist von einem Einzelrichter des Bezirksgerichts Zürich schuldig gesprochen worden, eine 22-jährige Angestellte im Sommer letzten Jahres mehrfach sexuell belästigt zu haben. Er wurde mit einer Busse von 3000 Franken bestraft, wie aus dem am Wochenende zugestellten Urteil hervorgeht. Schuldig gesprochen wurde der verheiratete Bademeister aus einer Zürcher Vorortsgemeinde, weil er die Aushilfs-Kioskverkäuferin mehrfach in sexueller Absicht körperlich bedrängt hatte (NZZ 21. 5. 08). So griff er ihr einmal unter der Achsel hindurch an die Brüste, wollte ihr im Lift die Bluse öffnen und griff ihr im Büro an die Unterschenkel. Hingegen erachtete der Einzelrichter die schlüpfrigen Sprüche «mangels Grobheit» nicht als strafbar. Unter anderem hatte der Angeklagte an der Hauptverhandlung anerkannt, der Geschädigten einmal anvertraut zu haben, er würde sie gerne vernaschen. Nach einer vorübergehenden Freistellung war der Bademeister diesen Sommer wieder im Amt. Offen ist, ob das noch nicht rechtskräftige Urteil nun weitere personalrechtliche Konsequenzen hat.

23. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

«Arbeiten am Kontrast zwischen Stadt und Land»

Martin Schneider vom ETH-Wohnforum fordert mehr urbane Qualität in der Agglomeration

Von welchen Idealvorstellungen lassen sich Fachleute leiten, die in der Agglomeration forschen und planen? Martin Schneider, 46-jähriger Architekt und Leiter des Agglomerationsprojekts «Stand der Dinge – Leben in der S-5-Stadt», plädiert für urbane Qualität.

Interview: vö.

Die Zürcher Agglomeration wächst. Wo werden die Grenzen in 20 Jahren sein?

Martin Schneider: Die Frage nach der Zukunft ist nicht beantwortbar. Klar aber ist: Je besser erreichbar die Stadt Zürich mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist, umso weiter hinaus wird sich die Agglomeration ausdehnen. Dieser Prozess ist in Gang. Ein weiterer entscheidender Faktor ist ein Paradoxon der mitteleuropäischen Gesellschaft: Die meisten Menschen lieben Altstädte und die anschliessenden Quartiere aus der Gründerzeit, wohnen aber in einem in den 1950er und 1960er Jahren entstandenen, momentan rasant wachsenden Neustadt-Gürtel. Dieser hat seinen ländlichen Charakter längst verloren und steht – pathetisch gesagt – an der Schwelle zur Stadtwerdung.

Was zeichnet Urbanität aus?

Für ein städtisches Ambiente braucht es räumliche, soziale, kulturelle und infrastrukturelle Dichte. Das heisst, Menschen mit ganz unterschiedlichen Lebenswelten sollten sich an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten begegnen können, und zwar auch per Zufall – auf dem Trottoir, im Tram oder in einem Restaurant. Daher rührt die Sehnsucht nach Kernstädten mit ihren kurzen Wegen und ihrer sozialen und kulturellen Dichte. Deshalb auch der Wunsch, von der Vorstadt möglichst schnell in die Stadt zu kommen.

Bauliches Verdichten allein schafft also nicht automatisch Urbanität.

Nein. Nur das Zusammenspiel von baulichen, sozialen, kulturellen und räumlichen Komponenten schafft Urbanität. So entsteht ein Mehrwert, der auch als das Produkt einer gesellschaftlichen Entwicklung betrachtet werden kann.

Von einem solchen interdisziplinären Ansatz ist allerdings wenig zu spüren: Die fortschreitende Zersiedelung der Landschaft um Zürich herum wirkt chaotisch.

Wir stehen zurzeit am Übergang zu einem neuen Verständnis von Städtebau und Stadtqualität. Das Bemühen um bauliche, räumliche wie soziale Qualität wird meines Erachtens allmählich sichtbar, das

monofunktionale Bauen nach Schema F für die klassische Kleinfamilie ist vorbei. Je sorgfältiger und interdisziplinärer sich alle Akteure – Investoren, Planer, Behörden, Politiker und Bewohner – mit urbaner Qualität auseinandersetzen, umso lebenswerter wird unsere bauliche Umwelt und umso grösser werden unsere Identifikationsmöglichkeiten. Grundsätzlich müssen wir uns bewusst sein, dass wir im europäischen Vergleich Gold-Agglomerationen weiterentwickeln. Sie sind die Folge eines Paradigmenwechsels im Wohnungsbau: Als erste Generation müssen wir nicht mehr die Grundversorgung sicherstellen, also dafür sorgen, dass überhaupt jeder wohnen kann. Wir bauen heute Luxus, wir bauen mehr Fläche pro Person.

Der Wandel der Statussymbole

Vor nicht allzu langer Zeit war in Zürich eine Stadtfucht zu beobachten. Denn räumliche und soziale Dichte kann auch Lärm, Gestank und Kriminalität bewirken.

In den 1960er und 1970er Jahren hat es tatsächlich eine namhafte Stadtfucht gegeben. Den Motor dafür würde ich aber eher in der Verwirklichung von gesellschaftlichen Idealen als in der Belastung durch Immissionen sehen. Statussymbole wie das Einfamilienhaus oder das Auto sind damals in den Vordergrund gerückt.

Interessanterweise ist momentan eine Umkehr zu beobachten: Städte werden wieder attraktiv, Agglomerationsgürtel sind verpönt.

Auch Agglomerationen werden attraktiv. Das hat zweifellos mit der Veränderung der Statussymbole zu tun. Das Einfamilienhaus in der Vorstadt oder auf dem Lande verkörperte damals das Bild der trauten Familie: Vater, Mutter, zwei Kinder, idealerweise immer im Garten, immer glücklich, immer am Zvieri-Essen. Diese Idealfamilie ist eine Lebensform unter vielen geworden. Die Kinder, die damals mit Todesverachtung Rasen mähen und jäten mussten, haben sich neue Lebensideale geschaffen. Nicht nur sie möchten lieber in urbanen Umgebungen wohnen. Auch ihre Eltern ziehen wieder eher in die Stadt. Gerade ältere Leute können dort ihren Alltag dank Einkaufsmöglichkeiten um die Ecke und generell kurzen Fusswegen besser bewältigen.

Ist also Anonymität ein Merkmal der Agglomeration geworden?

Dass die Stadt anonym und die Vorstadt oder das Land nicht anonym sei, ist eine Vorstellung aus den 1960er und 1970er Jahren. Meines Erachtens ist heute die Wahrnehmung genau umgekehrt. Ich kann durch die Stadt gehen und die Anonymität geniessen, ich kann aber auch durch die Stadt flanieren und eine Chance haben, jemanden zu treffen; nachbarschaftliche Kontakte sind dazu nicht notwendig. In der Stadt gibt es mehr positive Anonymität: Ich sehe durch das Fenster meinen Nachbarn, weiss aber nicht, wer das ist, und ich will oder muss das auch nicht wissen. Dagegen kenne ich in der Vorstadt den Nachbarn sehr wohl und kann ihm nur bedingt ausweichen. Die unmittelbaren nachbarschaftlichen Beziehungen in den monofunktionalen Wohnquartieren sind denn auch oft nicht sonderlich gut, und man ist deshalb je nachdem über schnell wachsende Hecken froh. Weil nun in der Vorstadt Verdichtung stattfindet, wird auch hier eine gewisse positiv gewertete Anonymität entstehen. Grösser wird zudem das kulturelle Angebot, zu dem ich auch die Beizen-Dichte zähle. Wenn ich in Uster wohne, kann ich problemlos mit der S-Bahn nach Wetzikon ein Bier trinken gehen.

Schön, aber reicht das?

Das müssen wir noch herausfinden. Interessant ist aber, dass offenbar immer mehr Leute ihre sozialen und kulturellen Bedürfnisse in der Agglomeration und nicht in der Stadt Zürich befriedigen.

Nicht Land, nur Ausnützung verkaufen

Warum also nicht nationale Kulturstätten in der Agglomeration ansiedeln?

Das wäre durchaus denkbar. Allerdings sind grosse Kulturstätten auf eine sehr hohe soziale Dichte und auf gute Erreichbarkeit angewiesen.

Ist die Agglomeration nicht zu grossräumig, um Urbanität herzustellen?

Nicht zwingend, eine Urbanisierung scheitert eher an unseren Gewohnheiten. Wir haben den Anspruch, zu Fuss von Ort zu Ort zu gehen. In Los Angeles gibt es diese Art der Erreichbarkeit nicht. Obwohl es keine bauliche Dichte im europäischen Sinn gibt, findet dort aber urbanes Leben statt.

Muss denn die Agglomeration überhaupt urbaner werden? Viele Menschen sehnen sich doch nach schönen Altstädten und nach einer intakten Landschaft mit intakten Dörfern.

Ich bin gleich gestrickt wie die meisten. Auch mir gefallen Altstädte, auch ich finde es schön, auf dem Land zu sein, im Ferienhaus – im Flachland oder in den Alpen. Aber die Landschaft mit den intakten Dörfern bleibt nur schön, wenn unsere Vorstädte dichter und dadurch urbaner werden. Am besten gefällt mir, wenn diese Kontraste möglichst gross sind und das Land eben Land bleibt und die Vorstadt zur Stadt wird.

Sind Sie also für einen Baustopp auf der grünen Wiese?

Grundsätzlich ja. Doch gäbe es einen Aufstand, wenn alle eingezonten Grundstücke ausgezont würden. Eine prüfenswerte Idee wäre meines Erachtens, wenn die Landbesitzer bloss die Ausnützung ihrer noch nicht bebauten Grundstücke an die Eigentümer von zentraler gelegenen Grundstücken verkaufen könnten. Damit liesse sich ein Grundstück sechs- statt viergeschossig oder einfach dichter überbauen.

Auch mit einer extremen Verdichtung lösen Sie aber die Verkehrsprobleme nicht. Doch, gesamthaft könnte der Verkehr abnehmen. Weil ich weniger grosse Distanzen zurücklegen müsste, könnte ich vermehrt mit dem Velo pendeln oder mit der S-Bahn schneller am Arbeitsplatz sein. Im günstigsten Fall müsste ich gar nicht mehr pendeln, weil an meinem Wohnort alle Infrastrukturen zum täglichen Leben da wären. Aber wie gesagt: Bis es so weit ist, sind noch grosse städtebauliche Anstrengungen nötig. Wir stehen erst am Anfang eines Konzentrationsprozesses, der nicht nur urbane Qualität schaffen, sondern das Ausufernde der Siedlungsråder stoppen könnte.

Das sind nicht mehr ökonomische Fragen, sondern Fragen der Entwicklung ökonomisch optimaler stabiler Rechtsregeln. Das Bundesgericht äussert sich dazu zum Teil en passant. Ob es diese Gesichtspunkte hinreichend und sinnvoll würdigt, ist im Moment noch schwer zu beurteilen, und die Lösungen liegen nicht auf der Hand.

* Jörg Baumberger ist Titularprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen.

29. September 2008, Neue Zürcher Zeitung

Zürcher Restaurants und Bars künftig rauchfrei

Stimmberechtigte heissen die Volksinitiative «Schutz vor Passivrauchen» mit 56,6 Prozent Ja gut

In Zürcher Gaststätten darf bald nicht mehr geraucht werden. Das steht fest, nachdem die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger eine entsprechende Volksinitiative der Lungenliga mit 56,6 Prozent Ja-Stimmen gutgeheissen haben. Bereits zeichnet sich ein Streit darüber ab, ob separate Raucherräume bedient sein dürfen oder nicht.

bto. Mit 168 780 zu 129 534 Stimmen und damit einer Ja-Mehrheit von 56,6 Prozent haben sich die Stimmberechtigten am Sonntag für ein generelles Rauchverbot in Zürcher Restaurants ausgesprochen. Der Gegenvorschlag des Kantonsrates, der Ausnahmen vom Verbot namentlich für kleine Restaurants vorgeschlagen hatte, scheiterte bei einem Ja-Stimmen-Anteil von 49,6 Prozent mit 140 173 zu 142 709 Stimmen. Eine Mehrheit für den Gegenvorschlag hätte aber nichts am Resultat geändert, da sich die Stimmberechtigten – 37,5 Prozent beteiligten sich – in der Stichfrage mit 54,9 Prozent für die Initiative aussprachen.

Der Blick auf die Kantonskarte zeigt ein erstaunlich einheitliches Bild. Die Abstimmungsergebnisse bewegen sich innerhalb eines vergleichsweise schmalen Bands zwischen 58,8 Prozent Zustimmung im Bezirk Uster und 49,2 Prozent in Andelfingen. Bemerkenswert ist die Haltung der Stadt Zürich: Sie hat den gemässigten Gegenvorschlag des Kantonsrates gutgeheissen, aber insgesamt auch der weitergehenden Initiative den Vorrang gegeben.

Wann genau in Zürcher Bars, Beizen und Speiserestaurants die letzten Zigaretten ausgedrückt werden, blieb am Sonntag offen. Volkswirtschaftsdirektorin Rita Fuhrer sagte an einer Medienkonferenz am Sonntag dazu nur, der Regierungsrat werde den Termin festsetzen, den Restaurants für bauliche Massnahmen aber wohl eine einjährige Übergangsfrist einräumen. Damit dürften ab dem Jahr 2010 alle Zürcher Gastwirtschaftsbetriebe rauchfrei sein.

Streit um Service in Fumoirs absehbar

Dennoch zeigte sich schon am Abstimmungstag, dass zumindest eine bedeutende Frage offenbleibt: Dürfen abgetrennte und separat belüftete sogenannte Fumoirs bedient sein? Die Initiative äussert sich dazu nicht. In Absatz 2 des Paragraphen 22 des Gastgewerbegesetzes heisst es nur: «Es besteht die Möglichkeit, zum Rauchen abgetrennte Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen.» Regierungsrätin Fuhrer sagte am Sonntag dazu, der Kantonsrat sei während seiner Beratungen davon ausgegangen, dass Fumoirs aus Rücksicht auf das Service-Personal nicht bedient sein dürften. Dieser Lesart schliesse sich der Regierungsrat an. Dem widersprach gleichentags Ernst Bachmann, der Präsident des Zürcher Wirteverbandes. Mit dieser Interpretation liege Fuhrer falsch, sagte er auf Anfrage. Der Branchenverband werde sich vehement für bediente Fumoirs einsetzen. Die Initianten selbst hatten in diesem Punkt einen Zickzackkurs gefahren: Während Lungenliga-Präsident Otto Brändli in dieser Zeitung bestätigte, die Forderung zu Beginn der Diskussion bewusst nicht erhoben zu haben, um die Initiative nicht zu überladen und dadurch zu gefährden, betrachtet die Lungenliga jetzt unbediente Fumoirs als Ziel.

Zugeständnisse, soweit möglich

Regierungsrätin Fuhrer verhehlte bei der Kommentierung des Abstimmungsergebnisses nicht, dass ihr der Gegenvorschlag lieber gewesen wäre. Sie rief in Erinnerung, dass im Kanton Tessin, der das

Rauchverbot seit 2007 kennt, namentlich kleinere Betriebe und Bars unter Umsatzeinbussen litten. Fuhrer versprach, den Spielraum zugunsten dieser Betriebe in Zürich zu nutzen, räumte aber ein, dass dieser sehr klein ist.

Der Schutz vor Passivrauchen wird zurzeit auch auf nationaler Ebene diskutiert. Weil sich der Ständerat (generelles Verbot) und der Nationalrat (Ausnahmen möglich) bisher nicht einigen konnten, findet am Donnerstag eine Einigungskonferenz statt. Am Zürcher Entscheid vom Wochenende ändert der Ausgang dieses Verfahrens aber nichts, da die Kantone weitergehende Lösungen als der Bund beschliessen können.

28. Juli 2008, Neue Zürcher Zeitung

Im Kanton Zürich schlagen pro Jahr 2000 Blitze ein

Gegen 400 Schadenmeldungen pro Jahr – Zahl der Blitzschutzanlagen nimmt ab

Einst sah man in Blitz und Donner Unmutsbekundungen der Götter, heute werden die Naturphänomene gemessen und gezählt. Pro Quadratkilometer und Jahr schlägt der Blitz im Kanton Zürich durchschnittlich 1,5 Mal ein. Das macht rund 2000 Einschläge pro Jahr, am regelmässigsten im Juli. Menschen kommen selten zu Schaden – anders als Computer.

bto. Zumindst auf dem Schneiterberg bei Elgg wird man wenig halten von den Beteuerungen der Meteorologen, Zürich sei kein ausgeprägter Gewitterkanton. Im Mai 2003 brannte auf dem Hügel nach einem Blitzschlag eine Scheune ab, und schon zwei Monate später, im Juli, legte ein Blitz ein ganzes Bauernhaus in Schutt und Asche. Die Statistik weiss es trotzdem besser: Während im Schweizer Durchschnitt pro Jahr und Quadratkilometer etwa 2,5 Blitze in den Boden schiessen, sind es im Kanton Zürich nur rund 1,5. Es gibt allerdings Unterschiede: Im hügligen Töss-Bergland blitzt und donnert es deutlich häufiger als im Unterland. Wie wenig die statistische Entwarnung für das Flachland aber für den Einzelfall aussagt, zeigte sich im August 2004: Ein Blitz schlug in die aus dem 12. Jahrhundert stammende Kirche von Rheinau ein; sie wurde durch den nachfolgenden Brand weitgehend zerstört.

Blitz-Landkarte

Beobachtet werden Blitze wohl seit Menschengedenken. Vor rund zehn Jahren haben Wissenschaftler aber zu ihrer systematischen Erfassung angesetzt. Über ganz Europa verteilte Messstellen registrieren elektromagnetische Wellen und berechnen ähnlich wie ein GPS-Gerät sekundengenau Zeit, Ort und Stärke der Blitze. Für gestern Sonntag registrierte das im Internet eingeschränkt einsehbare System (www.blids.de) für die Schweiz zwischen 18 Uhr 45 und 20 Uhr 45 total 366 Blitzschläge. Das System erlaubt es, je nach Topografie, Einschlagstellen auf einige zehn bis einige hundert Meter genau zu bestimmen. Zunutze machen sich diese Erkenntnis Versicherer. Wird ihnen ein durch einen Blitzschlag zerstörter Fernseher gemeldet, schauen sie nach, ob zu dieser Zeit in der Gegend überhaupt ein Blitz eingeschlagen hat – die Versicherer stellen eine deutliche Abnahme der Schadenzahlen seit Einführung des Systems fest. Grundsätzlich haben Gewitter im Sommer Saison. 2006, in einem Jahr mit reger Gewittertätigkeit, registrierte das System die Hälfte aller Blitze in der Schweiz im Juli.

2000 Blitzeinschläge im Kanton Zürich – diese Zahl mag tief erscheinen. Denn wenn man ein richtiges Gewitter am Himmel mitverfolgt, meint man, innert kurzer Zeit Hunderte Blitze wahrzunehmen. Thomas Schlegel, Klimatologe von Meteo Schweiz, hält die Zahl dennoch für glaubwürdig. Beim überwiegenden Teil der Spannungsentladungen handle es sich um Wolkenblitze, die die Erde gar nie erreichen. Laut Fachliteratur trifft nur etwa jeder zwanzigste Blitz als sogenannter Erdblitz auf dem Boden auf. Dabei tauschen Himmel und Erde innert Sekundenbruchteilen in einem lediglich fingerdicken, ein bis zwei Kilometer langen Kanal elektrostatische Ladungen aus; im Kanal herrschen Temperaturen von bis zu 30 000 Grad Celsius.

Entsprechend ist die Wirkung, die Blitze auf der Erde entfalten. Laut der Beratungsstelle für Unfallverhütung sterben in der Schweiz pro Jahr drei bis sechs Personen an Blitzschlag. Zahlen für den Kanton Zürich sind keine erhältlich. Ein Sprecher der Kantonspolizei sagte auf Anfrage aber, er erinnere sich auf viele Jahre zurück an keinen tödlichen Blitzunfall im Kanton.

Zerstörte Elektronik

Material allerdings wird durchaus in Mitleidenschaft gezogen. Wie in Schneverdingen brennen im Kanton nach Blitzeinschlägen regelmässig Dachstöcke. Die kantonale Gebäudeversicherung anerkannte im Jahr 2007 362 Schadenfälle wegen Blitzschlags; die Schadenssumme belief sich auf 1,77 Millionen Franken, was leicht über dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre liegt. Ein Grossteil der den Boden erreichenden Blitze endet vergleichsweise wirkungslos in einer Wiese oder einem Feld. Weil ein Blitz in Siedlungen aber mehrere Liegenschaften in Mitleidenschaft ziehen kann, steht hinter den genannten 362 Schadensfällen eine deutlich kleinere Zahl von Einschlägen. Nach Angaben von Paul Thoma, Blitzschutzbeauftragter in der Stadt Zürich, sind typische Blitzschäden heute kaputte Brandmeldeanlagen, Computer oder sonstige Hausinstallationen mit Elektronikteilen. Hier und da gebe es aber auch einen vom Blitz zerschlagenen Kamin.

In der Bevölkerung scheint Blitzschlag nicht als grosse Gefahr wahrgenommen zu werden. Laut Thoma sind nur rund ein Viertel der Gebäude im Kanton durch Blitzschutzanlagen geschützt, in den Städten etwas weniger, im Zürcher Oberland etwas mehr. Die Tendenz sei weiter sinkend. Im Wohnungsbau gibt es keine Pflicht zur Installation. Wenn es nicht gerade ein paar spektakuläre Blitzereignisse gegeben habe, würden keine der zwischen 2500 und 4500 Franken teuren Anlagen mehr nachgefragt, sagt Thoma.

28. August 2008, Neue Zürcher Zeitung

Sitzung des Gemeinderats

Die Stadt Zürich bereitet sich auf die Westumfahrung vor

Gemeinderat stimmt flankierenden Massnahmen zu

Wenn im nächsten Jahr die Westumfahrung mit dem Üetlibergtunnel eröffnet wird, verändern sich auch die Verkehrsströme in der Stadt. Der Gemeinderat Zürich hat sich gestern für flankierende Massnahmen in den betroffenen Quartieren ausgesprochen. Quer stellte sich die SVP. Sie befürchtet weitere Verkehrsbehinderungen.

Sitzung des Gemeinderats

cn. Von der Eröffnung der Westumfahrung sind in der Stadt Zürich mehrere Strassen betroffen, auf die sich der neue Autobahnabschnitt unterschiedlich auswirkt. Da die heutige Durchgangssachse zwischen dem linken Zürichseeufer und dem Limmattal entlastet wird, reduziert sich der Durchgangsverkehr um 20 Prozent. Die Verschiebung der Verkehrsströme führt dazu, dass einige Strassen eine Entlastung erfahren, während andere künftig stärker befahren werden. So erhalten die Bullinger-, die Sihlfeld- und die Weststrasse neu den Charakter einer Quartierstrasse. Die Verkehrsplaner gehen davon aus, dass der Verkehr auf diesen Strassen um 80 bis 90 Prozent abnimmt. Demgegenüber wird sich die Verkehrsbelastung auf der Achse Schimmelstrasse–Seebahnstrasse aufgrund des neuen Verkehrsregimes um rund 10 bis 20 Prozent erhöhen. Der Strassenzug wird zudem in Zukunft als innerstädtische Hauptverkehrsachse im Gegenverkehr betrieben. Die Gesamtkosten für die flankierenden Massnahmen belaufen sich auf 61,5 Millionen Franken. Daran beteiligt sich der Bund mit 60 Prozent. Den Rest teilen sich Stadt und Kanton Zürich. Der Gemeinderat hat sich gestern Mittwoch insbesondere mit einem Objektkredit über 2 Millionen Franken für Aufwertungen und Neugestaltungen der Seebahn- und Weststrasse sowie weiterer Strassen befasst. Bei dieser Summe handelt es sich um nicht gebundene Ausgaben.

Breiter Grünstreifen wäre zu teuer

Während die Ratsmehrheit die geplanten Umgestaltungen begrüsst, lehnte die SVP den Objektkredit als überflüssig sowie verkehrsbehindernd ab und stellte einen Rückweisungsantrag. Die Vorgaben des Kantons seien ausreichend. Dafür forderte die Partei in einem Postulat von Bruno Garzotto und Mauro Tuena flankierende Massnahmen für die Seebahnstrasse. Hier soll anstelle des bisherigen Strassentrassees ein breiter Grünstreifen mit Bäumen und Büschen realisiert werden, welcher die Bewohner vom Lärm entlasten würde. Dieses Postulat fand allerdings im Rat kein Gehör, weil die Realisierung, wie die Fraktionschefinnen von SP und FDP, Judith Bucher und Doris Weber, einhellig ausführten, viel zu teuer wäre.

In ihrer ersten Rede vor dem Rat erinnerte die neu gewählte Vorsteherin des Tiefbauamtes, Ruth Genner (gp.), an die Wichtigkeit der flankierenden Massnahme. Die Aufwertungen seien zwar

verkehrstechnisch nicht zwingend notwendig, die Verschönerungen des Bullingerplatzes, des Agnesplatzes und der Weststrasse seien aber sehr wertvoll für das Quartierleben. Die Kosten für die von der SVP geforderte Umgestaltung der Seebahnstrasse bezifferte sie auf 50 bis 60 Millionen Franken.

Detaillierte Zahlen verlangt

In der Folge stimmte der Gemeinderat den flankierenden Massnahmen mit 96 gegen 21 Stimmen zu. Der Rückweisungsantrag der SVP unterlag mit 21 gegen 96 Stimmen. Ebenfalls angenommen wurde ein Postulat von Markus Knauss und Daniel Leupi (beide Grüne), die auf einigen der betroffenen Strassen Verbesserungen für den Veloverkehr forderten. Eine klare Mehrheit erhielt auch ein Beschlussantrag der Verkehrskommission, die vom Kanton nach der Eröffnung der Westumfahrung detaillierte Kennzahlen zu den Verkehrsströmen wissen will. Gegen 19 Uhr 30 brach Ratspräsidentin Fiammetta Jahreiss die Versammlung ab. Sie prophezeite der Diskussion der anschliessend traktandierten Geschäfte über die Zukunft der Kronenwiese epische Länge und lud zum Umtrunk.

Lebenslauf

Monika Dlugokecki

Barmherzigengasse 1/2/1
1030 Wien

07. 12. 1984 geboren in Wien

Ausbildung

1991 - 1995	Volksschule der Erzdiözese, 1010 Wien
1995 - 2001	1. – 6. Klasse in der Theresianischen Akademie
2001 - 2003	7. und 8. Klasse am Lise-Meitner-Realgymnasium, 1010 Wien Abschluss mit Matura
2003 - bis heute	Studium an der Universität Wien Deutsche Philologie
Jänner – Juni 2006	Medienkompetenzlehrgang, Institut für Evangelisation, Wien
August - Dezember 2006	American University, Washington, D.C. – Journalismuskurs (bis Mitte Dezember 2006)
März – Juli 2007	Print – Journalismuskurs, Katholische Medienakademie
März - Juni 2007	Auslandspraktikum für Deutsch als Fremdsprache an der Universität Krakau
Februar 2008	Praktikum, „Die Presse“, Ressort: Chronik
März 2008	Volontariat, APA, Ressort: Chronik

Berufliche Tätigkeiten

September 2007	Pressezentrum, Papstbesuch in Wien/Mariazell/Heiligenkreuz
August 2007	Pressearbeit, Jugendwallfahrt in Mariazell
März 2007 – Juni 2007	Deutschunterricht und Projektleitung am Österreich Institut in Krakau
Februar 2007	Praktikum beim Magazin Society
September-Dezember 2006	Praktikum bei The Globalist, tägliche Onlinezeitung, Washington, D.C., www.theglobalist.com

Juni – August 2006 Februar 2005 – heute	Deutsch als Fremdsprache – Lehrkraft, Interface, Wien Event-Mitorganisation bei Rieger (österreichische Modefirma – www.lord-rieger.at)
Dezember 2004 - heute	Nachhilfe
Sommer 2004 - heute	Diverse Bürotätigkeiten bei Office Men, 1180 Wien
Sommer 2004	Promotiontätigkeit für Coke Light Fa. Plus Promotion, 1040 Wien ATV+ - schauspielerische Tätigkeiten
Sommer 2002	City Call Center
Weitere Aktivitäten	Projektarbeit beim KiKu (Kinderkurier) mit Jugendlichen Art and Entertainment Editor in der „Tenley Times“, Universitätszeitung, American University, Washington, D.C., November 2006 Mitglied der Jugendpresse Österreich, seit 2003 Verfasser des Newsletters für die JPÖ, Leitung von Workshops Mitglied der European Youth Press, seit 2004
Sprachen	Deutsch Muttersprache Englisch in Wort und Schrift Französisch in Wort und Schrift Polnisch in Wort und Schrift
Sonstige Kenntnisse	EDV – Anwenderkenntnis in Windows, Word, InDesign Führerschein B